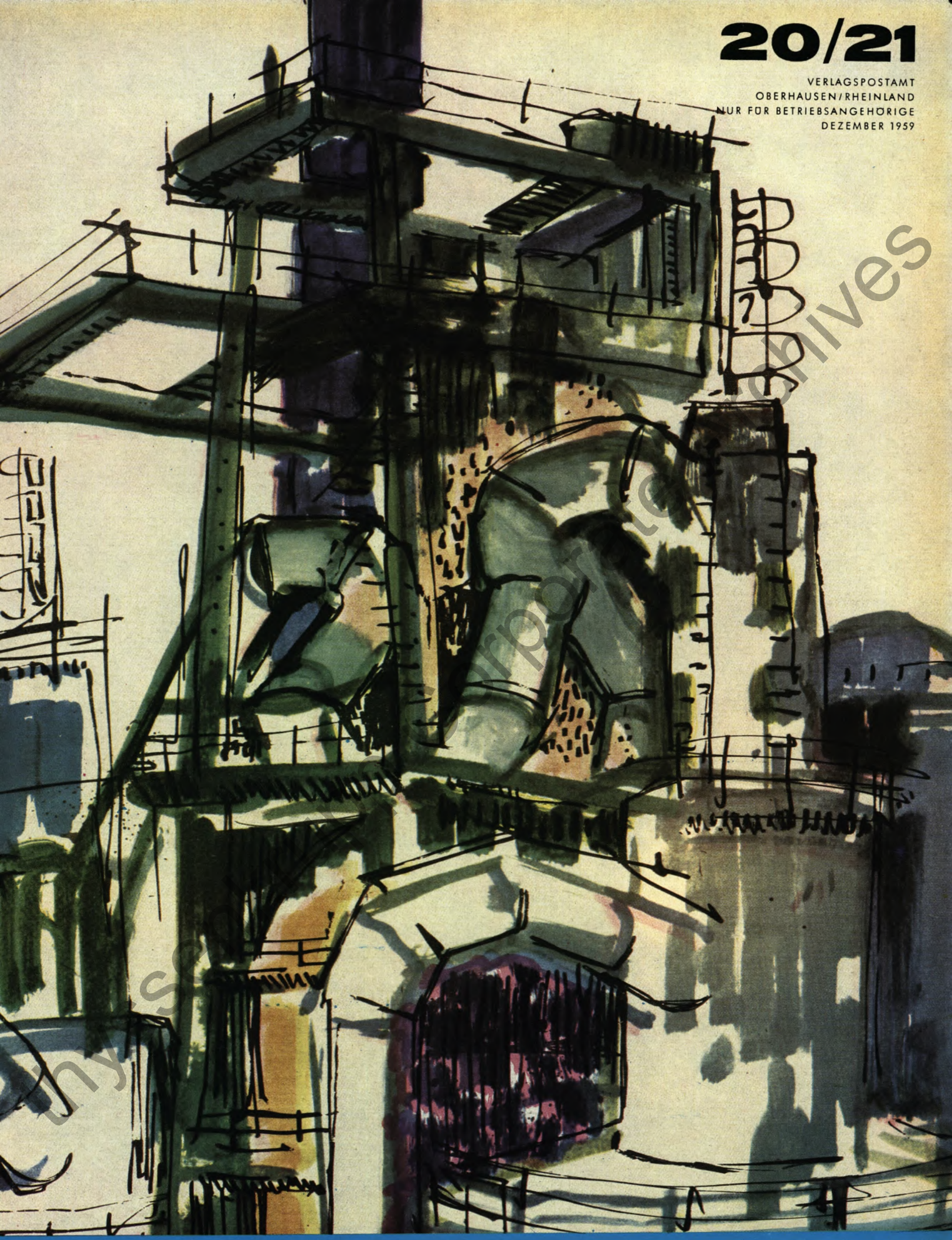
20/21

VERLAGSPOSTAMT
OBERHAUSEN/RHEINLAND
NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE
DEZEMBER 1959



echo der arbeit



Wir blicken an der Jahreswende 1959/60
auf ein Jahr zurück,
das uns zwar Erfolge gebracht hat,
aber in mindest dem gleichen Maße auch Sorgen.
In den letzten Monaten des Jahres 1958 setzte in der Eisen schaffenden Industrie
eine Absatzflaute ein, der seit April dieses Jahres
eine Belebung des Stahlmarktes gegenübersteht.
Von der Krise wurde auch unser Werk betroffen.
Wenn wir trotzdem, soweit irgendwie durchführbar,
die Arbeitsplätze gehalten haben,
so konnten wir das nur deshalb, weil wir von jeher Wert gelegt haben auf eine gewisse Zurückhaltung in bezug auf Personaleinstellungen.
Schließlich aber war diese Personalpolitik darauf abgestellt,
der Stammbelegschaft auch in Zeiten
schwächerer Konjunktur den Arbeitsplatz zu erhalten.
Wir müssen uns weiterhin darauf einstellen,
durch Rationalisierung und persönlichen Einsatz
eines jeden die wirtschaftliche Kraft unseres Unternehmens zu festigen.
Wir können diese Notwendigkeit unseren Mitarbeitern
in den Betrieben und in den Büros nicht eindringlich genug ans Herz legen.
Bei der sich verschärfenden Konkurrenz, wie sie in nächster Zeit zu erwarten ist, dürfen wir nicht stille stehen.
Die großen Investitionen, die wir vorgenommen haben,
und mit denen wir eine Verbesserung unserer Wirtschaftlichkeit erzielt haben,
reichen alleine nicht aus, um unser Werk krisenfest zu machen.
Dazu bedarf es nicht nur der Einsicht,
sondern vor allem auch des guten Willens
aller unserer Mitarbeiter, alle Kräfte zur wirksamen und vertrauensvollen Zusammenarbeit anzuspannen.
Beruflicher und wirtschaftlicher Erfolg hängen nicht zuletzt ab von der eigenen inneren Einstellung zu den Problemen, vor die das Arbeitsleben uns stellt.
Wenn der Zusammenhalt in unserer Belegschaft wächst
und wenn weiterhin gegenseitiges Vertrauen,
gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Achtung
im Mittelpunkt unseres Handelns stehen,
dann können wir der Zukunft ruhigen Auges entgegensehen.
Wir haben seit Kriegsende gemeinsam
viele schwierige Situationen gemeistert und
hoffen zuversichtlich, daß wir in den vor uns
liegenden Jahren auch noch
schwierigeren Aufgaben gerecht werden, im Gefühl der Verantwortung für das Wohl unserer Gesellschaft und der ihr zugehörigen Menschen.
Mit diesen Überlegungen wollen wir das alte Jahr beschließen.
Allen unseren Mitarbeitern und Pensionären
wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches und erfolgreiches 1960.
Die Festtage mögen uns allen Gelegenheit zu friedlicher Besinnung und Erholung geben.

Der Vorstand:

Die Betriebsvertretung:

ThyssenKrupp Corporate Archives



Ein goldener Strahl, eine erhobene Hand, ein gebannter Blick auf dem Gesicht eines Hirten – mit diesen Einzelheiten enthüllt Rembrandt van Rijn das Wunder der Weihnacht. Für den großen holländischen Maler war das Geschehen, das sich Jahrhunderte vorher im Stall von Bethlehem ereignete, ebenso unmittelbar, ständig sich erneuernde Gegenwart, die es bis heute geblieben ist. Die Menschen, die an der Krippe der Geburt Jesu teilhaftig wurden – so mag er empfunden haben – waren nicht anders als die seines heimatlichen Amsterdam. Und die Gefühle, welche die Weihnachtsbotschaft in den Menschen immer wieder aufkommen läßt – Gefühle der Verehrung, der Liebe, des Staunens und des Friedens – konnten ebenso in den Augen der Menschen seiner Umgebung gelesen werden. Die Tiefe seines Empfindens drückt Rembrandt in meisterhaften Lichtkontrasten aus. In flackerndem Laternenschein umstehen Hirten das Kind, das der Menschheit die Erlösung bringen wird. Die beiden Ausschnitte eines 1646 entstandenen Gemäldes des großen Niederländers – die Anbetung des Kindes und der alte Hirte mit der Laterne – sind ein monumentaler Ausdruck seiner Gefühlstiefe. Wenn auch heute kein Maler mehr eine solche Leistung zu vollbringen vermag, die Erinnerung an die Nacht von Bethlehem wird immer wieder – und stets von neuem – die Künstler beflügeln. Die Krippe, in der Jesu geboren wurde, ist zugleich die Wiege des Abendlandes und der christlichen Kultur. Das Ereignis von Bethlehem ist allgegenwärtig. Es wirkt in uns und hat nach fast 2 000 Jahren nichts an Aktualität verloren.



„Mit frommen Sprüchen und gutem Willen allein ist im Betrieb nichts zu machen." — Diese Worte, die Ruhrbischof Dr. Franz Hengsbach gelegentlich vor Unternehmern sprach, zeigen, wie wirklichkeitsnah auch kirchliche Kreise die menschlichen Probleme des betrieblichen Zusammenlebens beurteilen. Überhaupt ist die positive Einstellung zu Fragen der Sozialpolitik und der industriellen Arbeitswelt charakteristisch für Bischof Hengsbach; ein gutes Zeichen für einen Bischof, dessen Diözese vorwiegend Industriearbeiterschaft umfaßt. Bewußt haben wir die Ausführungen des Ruhrbischofs, die schon vor einiger Zeit im Rahmen eines Vortrages vor dem Unternehmensverband der Industrie Ruhr-Niederrhein in Duisburg gemacht wurden, zurückgestellt bis zur Weihnachtsausgabe. Nach Wochen betriebsamen Hastens sollten die meist etwas stilleren Tage um den Jahreswechsel die Gelegenheit bieten, uns in Ruhe mit einem Thema zu befassen, das auf den Menschen und seine betriebliche Umwelt hinweist. Zwar findet man in den Publikationen vieler Unternehmen immer wieder den schon zum Klischeewort gewordenen Satz „Im Mittelpunkt des Betriebes steht der Mensch", doch kann Händeschütteln oder plump vertrauliches Auf-die-Schulter-Klopfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses Problem noch längst nicht gelöst ist. Bei uns sind sowohl Werksleitung als auch Betriebsrat bemüht, in all ihren Entscheidungen stets in Blickrichtung auf den Menschen zu wirken. Ausgangspunkt ist das Wissen um die Menschenwürde, und das Ziel ist ihre Erhaltung auch im Betrieb. Schließlich geht es um die Anerkennung des Menschen im Betrieb, wovon Bischof Hengsbach in dem nachstehend veröffentlichten Vortrag sagt: „Sie dürfen nicht erst bei Jubiläen oder gar erst am Grabe beginnen."

Der Mensch - Existenzfrage unserer Wirtschaft

Wir haben heute viele soziale Einrichtungen und errichten noch mehr solcher Institutionen und merken oft nicht, wie langsam unser Blick auf die eigentliche soziale Wirklichkeit, nämlich den Menschen, verstellt wird, und wie wenig wir noch aufeinander zukommen und uns noch von Mensch zu Mensch begegnen. Der Betrieb ist der Ort, wo sich die Menschen noch begegnen könnten und wo sich die eigentliche menschliche Lage nicht verschweigen läßt. Der Betrieb ist für den größten Teil unserer Mitmenschen heute die gesellschaftliche Wirklichkeit. Hier erlebt er entscheidend, und vor allem als junger Mensch, was die politische, wirtschaftliche und oft auch religiöse Wirklichkeit ist. Die Welt des Betriebes bestimmt weithin das Weltbild des arbeitenden Menschen.

Wir würden uns etwas vormachen, wenn wir glauben, das menschliche Problem stände am Rande, wie vielleicht der Werkskindergarten und die Bücherei. Die soziale Wirklichkeit ist doch die, daß Kapital und Arbeit, investiertes Kapital, Werksanlagen und Menschen zusammen erst den Betrieb ausmachen. Der Betrieb wird erst zum Betrieb durch die Kooperation der Menschen. Es ist ein Miteinanderarbeiten von Menschen, wozu freilich auch Maschinen gehören und Kapital. Ich bin versucht zu sagen, daß die Sachwerte eines Betriebs die Mittel sind, deren sich die Menschen, und zwar alle Menschen im Betrieb bedienen, um produzieren zu können, und nicht umgekehrt. Im gesamten gesellschaftlichen Leben, im Staat und in der Wirtschaft haben wir unsere Engpässe in erster Linie im personellen Bereich. Der Mensch ist zur Existenzfrage für unsere Wirtschaft geworden. Man kann diese Schwierigkeit nur bewältigen, wenn man den Menschen nicht als Arbeitskraft und Mittel zur Produktion sieht, sondern sich um seiner selbst willen um den Menschen verantwortlich weiß. Denn solange der Mensch im Betrieb das Gefühl nicht los wird, „Man kümmert sich um mich ja nur, weil man noch mehr Leistung aus mir herausholen will", wird er sich mißtrauisch verschließen und der offenen Begegnung ausweichen.

Mit frommen Sprüchen und gutem Willen allein ist im Betrieb nichts zu machen. Dies trägt nur zur Verbitterung bei, wenn keine Taten folgen. Und selbst soziale Einrichtungen, vor allem, wenn sie dem auf Selbstverantwortung des einzelnen abgestellten Geist unserer Zeit widersprechen, führen dazu, daß sich die Menschen weiter voneinander entfernen.

Der Mensch macht die Frage, ob ein Arbeitsplatz ihm zumutbar ist, ob er einigermaßen mit dabei ist, ob er mit von der Partie ist, ob er sich wohlfühlt, im allgemeinen abhängig von drei Bedingungen, und bei jungen Menschen kommt wohl noch ein viertes Anliegen hinzu. Das erste ist die Lohn- und Gehaltsfrage, das zweite ist die Frage, ob er als Mitarbeiter angesehen wird, die dritte Frage ist die, ob er als Mensch anerkannt wird, und die vierte, ob er sich entwickeln und weiterkommen kann.

Beginnen wir mit dem ersten Punkt, mit Lohn und Gehalt. Aus dem Bewußtsein der Arbeiterschaft schwindet, so weit ich sehe, mehr und mehr das Bewußtsein, daß der Lohn das Ergebnis einer kämpferischen Auseinandersetzung oder eines Aushandelns mit dem Unternehmer ist. Der Arbeiter will den Anteil am Sozialprodukt, der ihm unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten und gemäß betriebswirtschaftlichen Möglichkeiten zusteht. Er fordert gerade in seinen selbstbewußten Vertretern eine exakte, nach wissenschaftlichen Methoden nachprüfbare Lohnfindung. Vom Ermessen ihrer Vorgesetzten möchte die Arbeiterschaft in der Lohnfindung weniger und weniger abhängig sein. Letzte Reste alten patriarchalischen Herrschaftsgefühls schwinden. Das mag hie und da bedauerlich sein, vor allem, wenn man das Mißtrauen bedenkt, das sich vielfach in diesem Wollen äußert. Es ist Jahrzehnte Mißtrauen gewachsen. Es muß abgebaut werden, und das neue Vertrauen muß sich entwickeln, indem sich die Partner ihrer gemeinsamen Leistung für die Volksgemeinschaft bewußt werden. Partnerschaft heißt nicht einfach Hinwegsehen über echte Interessenspannungen, die da sind und die sich auch gesund auswirken können, aber Partnerschaft heißt doch das gemeinsame Sehen, die gemeinsame Verantwortung und die gemeinsame Leistung für die Gemeinschaft.

Damit stehen wir vor dem zweiten Anliegen, nämlich der Frage, die ich eben so formulierte, die der Arbeiter stellt, wenn er sich fragt, ob er als Mitarbeiter angesehen wird. Was ist denn ein Mitarbeiter? Ein Mitarbeiter ist zunächst ein Mitwissender. Hier liegen freilich große Schwierigkeiten in den weiträumigen Anlagen und in unseren weit verzweigten Unternehmungen. Wer kann das Ganze noch übersehen? Und wie kann man dem einzelnen Arbeiter als Mitarbeiter jetzt noch eine Einsicht in das Ganze geben? Aber wenigstens über seinen Teilbereich, über die Maschine, an der er arbeitet, über die Zusammenhänge wirtschaftlicher, finanzieller, betriebswirtschaftlicher Art, in denen er steht. Die Information ist nicht nur eine betriebstechnische Aufgabe, nicht nur damit er weiß, wie er mit der Maschine umgeht, betriebstechnisch wichtig, sondern die Information ist auch eine menschliche Aufgabe. Da genügen Werkzeitungen und das Schwarze Brett allein nicht. Hier muß sich der Vorgesetzte seinen Mitarbeitern stellen können, mit ihnen ins Gespräch kommen. Sie empfinden diese Schwierigkeit besonders deutlich. Unsere mittlere Führungsschicht, unsere Steiger und Meister sind vielfach dazu aus Zeitmangel und auch aus ihrer Vorbildung wenig in der Lage. Hier bedarf es eben nicht nur des besten Handwerkers und Technikers, sondern auch charakterlicher und pädagogischer Eigenschaften. Durch das Gespräch wird unser Mitarbeiter zu einem Mitwissenden, zu einem Mitdenkenden und damit zu einem Mitverantwortlichen.

Da sind wir aber schon bei dem dritten Punkt, bei der menschlichen Anerkennung. Es ist, darf ich das einmal so aussprechen, nicht genügend, wenn erst bei Jubiläen oder am offenen Grabe menschliche Anerkennung ausgesprochen wird. Hier ist sie vielfach nur ein Pflästerchen für den Schmerz und bleibt womöglich unverbindlich. Menschliche Anerkennung ist etwas anderes als auf die Schultern klopfen und irgendwelche belanglose Freundlichkeiten. Der Mensch hat das Bedürfnis als der, der er ist, mit seinen Grenzen und seinen Fähigkeiten, erkannt und innerhalb seiner Möglichkeiten ernst genommen zu werden. Das ist eine Angelegenheit zwischen den nächsten und engsten Mitarbeitern.

Um zum vierten Punkt zu kommen: Die aktivsten Mitarbeiter im Betrieb suchen und verdienen schließlich auch echte Aufstiegsmöglichkeiten. Daran sind, ich sagte es schon, vor allem die Jüngeren sehr interessiert. Es ist bekannt, daß der soziale Friede in den Vereinigten Staaten, obschon die sozialen Unterschiede am Geldbeutel gemessen oft viel größer sind als bei uns, zum guten Teil den freien Aufstiegsmöglichkeiten und vorurteilslosen Aufstiegsaussichten zu verdanken ist. Hier wird eine persönliche Sorge und Aufgeschlossenheit den strebsamen Mitarbeitern gegenüber ganz besonders dankbar empfunden. Das Problem ist es wert, daß ihm besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Das braucht weder eine unangenehme Bemutterung noch eine Unterstützung eines ungesunden Strebertums zu sein. Alles kommt auf die persönliche Integrität, den aufgeschlossenen Blick und die unbestechliche Haltung des Chefs an. Menschenführung ist eine schwierige, aber auch eine großartige Aufgabe. Und ich weiß, daß die Besten in der Unternehmerschaft sich diese Aufgabe ganz besonders angelegen sein lassen. Echte Menschenführung schafft ja nicht nur vergängliche materielle Werte, sondern hilft mit, die Zahl echter Persönlichkeiten in der Welt zu vermehren und zu stärken, ein Stück Gerechtigkeit, sozialen Ausgleichs, gesellschaftlichen und politischen Friedens, echter menschlicher Ordnung in der Welt zu verwirklichen.

Wir haben uns mit dem Blick auf den Betrieb, mit dem Blick auf Realitäten, mit dem Blick auf den Menschen im grundsätzlichen beschäftigt. Müssen wir nicht aber ganz nüchtern den Menschen von heute besonders in den Blick zu bekommen suchen? Denn wir leben heute, unter den gegenwärtigen menschlichen und sozialen, kulturellen Bedingungen. Wenn wir aber auf den Menschen von heute blicken, auf den Arbeiter wie den Unternehmer, auf die Menschen der verschiedensten Aufgabenbereiche innerhalb eines Betriebs, die doch als Menschen recht einander begegnen sollten, dann stellen wir etwas Merkwürdiges fest.

Die Menschen von heute, um es einmal so allgemein auszudrücken, haben einen ganz ausgesprochenen Wunsch, vom Mitmenschen recht verstanden zu werden. Sie sind empfindsam, vielleicht empfindsamer als früher. Von der Vereinsamung der Menschen heute ganz zu schweigen. Aber während der Wunsch, verstanden zu werden, wächst, scheint die Fähigkeit, andere zu verstehen, abzunehmen. Das hängt sicherlich mit dem zusammen, was Professor Romano Guardini in einem berühmt gewordenen Vortrag vor der Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute im November 1955 in Düsseldorf genannt hat: den unvollständigen Menschen. Er hat dort ausgedrückt und begründet, daß das Wissen, das intellektuelle Beherrschen der Welt und ihrer Dinge beständig zunimmt, daß aber das Verstehen des Wesens, das Begreifen aus dem Ganzen heraus, das Erfahren des Sinngehalts immer schwächer wird. Fast resigniert stellt er fest: „Das Wissen wächst, die Wahrheit wird immer weniger." Während die wissenschaftliche und technische Leistung des neuzeitlichen Menschen ins Riesenhafte wuchs, verkümmerte ein Teil seines Wesens. Er wurde zum unvollständigen Menschen.

Unsere technische Entwicklung und unser großer industrieller Fortschritt, der imponierend ist und dessen Bedeutung wir ja nicht verkleinern wollen, ruht auf der Fähigkeit des Menschen zum sachgemäßen Handeln, darauf also, daß der Mensch mit der Kohle, mit dem Eisen, mit dem Stahl, mit der Textilfaser, mit den chemischen Elementen, mit dem Leder, dem Holz, dem Stein sachgerecht umgeht. Unsere technische Leistung und unser industrieller Aufbau dürfen aber nicht nur sachgemäß, sondern — wenn ich ein ungewöhnliches Wort gebrauchen darf — müssen auch menschengemäß sein. Wir dürfen, während wir sachentsprechend handeln, nicht zugleich mit dem Menschen einen gefährlichen Raubbau treiben. Wenn wir nicht zugleich sachlich und menschlich fortschreiten, ist das Gerede vom Fortschritt ein gefährlicher Unfug. Lassen Sie mich noch einmal Romano Guardini in dem erwähnten Vortrag zitieren: „Die Technik", sagt er, „ist ethisch immer noch in der Jünglingsphase. Es ist Zeit, daß sie mündig werde, d. h., ihre menschlichen Grundlagen erkenne und die Verantwortung für sie übernehme."

Was aber bedeutet das? Daß wir den Prozeß der Technik, d. h. des Erfindens, des Produzierens, des Rationalisierens, des Automatisierens nicht weiter treiben ohne uns zugleich zu fragen, was aus dem wird, der in dieser technisierten und industrialisierten Welt leben soll, nämlich dem Menschen. Das bedeutet ferner, im Betrieb nicht nur das Miteinander von Kapital und Arbeit, von unternehmerischem Wagemut und menschlicher Arbeitskraft zu sehen, sondern das Miteinander von Menschen. Daß wir also unsere Betriebe, ja unsere Wirtschaft im ganzen, und den einzelnen Arbeitsplatz im besonderen so gestalten, daß ein Mensch in ihm menschlich existieren kann, daß der Betrieb zu einem Stück Lebensraum wird.

Archiv für Sozialgeschichte Archives

echo der arbeit

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

DER MENSCH — EXISTENZFRAGE UNSERER WIRTSCHAFT

•

DER INNERE KREIS

•

EIN „GLÜCKAUF" UNSEREM BERGBAU

•

DAS GESICHT DER ARBEIT

•

UNSERE JUBILARFEIER 1959

•

ABSCHIED DES HÜTTENWERKERS

•

HOCHOFEN A

•

VIELE GUTE WÜNSCHE...

•

DES RUHRLANDES RAUCH

•

IN WALSUM ENTSTEHT UNSERE NEUE SINTERANLAGE

•

ROBINSON

•

ROURKELA — INDUSTRIESTADT VON MORGEN IM FERNEN INDIEN

•

ALLE JAHRE WIEDER

•

DAS WICHTELMÄNNCHEN UND DIE TIERE

•

„FRÖHLICHE WEIHNACHTEN" WÜNSCHT KURT CERNY

•

HERAUSGEBER: HÜTTENWERK OBERHAUSEN AG, OBERHAUSEN (RHLD.), ESSENER STR. 66

VERANTWORTLICH:
DIREKTOR KARL STROHMENGER

REDAKTION:
KARL-HEINZ SAUERLAND
RAINER BOCKHORST

TELEFON: 24681, NEBENSTELLE 4447,
WERKSRUF 4447 und 2347 (REDAKTION),

DRUCK: VVA-DRUCK, VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN, OBERHAUSEN (RHLD.)
KLISCHEES: VIGNOLD, ESSEN

JAHRGANG 10 24. DEZEMBER 1959

Zu unserem Titelbild: Das bedeutendste Ereignis des vergangenen Jahres war für unser Werk zweifellos die Inbetriebnahme des neuen Hochofens am 8. Dezember. Das imposante Bauwerk überragt mit seinen 89 Metern sämtliche alten und neuen Anlagen der Eisenhütte. Noch während der Bauzeit des Ofens A ist das farbige Titelbild entstanden; es gibt den Eindruck eines Oberhausener Künstlers wieder. Jeder technische Zeichner könnte allerdings mit einer solchen Ansichtsskizze nicht einverstanden sein, da er sich bei seiner Arbeit nicht vom Eindruck leiten lassen darf, sondern von den tatsächlichen Gegebenheiten ausgehen muß. Künstlerische Freiheit hat uns dieses Titelblatt beschert. — Was hätten unsere Leser wohl gesagt ,wenn wir statt dessen eine technische Zeichnung veröffentlicht hätten?

thyssenkrupp Corporate Archives

Der störrische Esel und die süße Distel

Von Karl Heinrich Waggerl

Als der heilige Josef im Traum erfuhr, daß er mit seiner Familie vor der Bosheit des Herodes fliehen müsse, in dieser bösen Stunde weckte der Engel auch den Esel im Stall. „Steh auf!" sagte er von oben herab, „du darfst die Jungfrau Maria mit dem Herrn nach Ägypten tragen." Dem Esel gefiel das gar nicht. „Kannst du das nicht selber besorgen?" fragte er verdrossen. „Du hast doch Flügel, und ich muß alles auf dem Buckel schleppen."

Als er nun aus dem Stall trottete und zu sehen bekam, welch eine Fracht der heilige Josef für ihn zusammengetragen hatte, da fing er gleich wieder an, vor sich hinzumaulen. Es verstand ihn ja niemand außer dem Jesuskind...

Der Esel wölbte den Rücken, um die Last zurechtzuschieben, und dann wagte er einen Schritt, vorsichtig, weil er dachte, daß der Turm über ihm zusammenbrechen müsse, sobald er einen Fuß voransetzte. Aber seltsam, plötzlich fühlte er sich wunderbar leicht auf den Beinen, als ob er selber getragen würde, er tänzelte geradezu über Stock und Stein in die Finsternis. Nicht lange, und es ärgerte ihn auch das wieder. „Will man mir einen Spott antun?" brummte er. „Bin ich etwa nicht der einzige Esel in Bethlehem, der vier Gerstensäcke auf einmal tragen kann?" In seinem Zorn stemmte er plötzlich die Beine in den Sand und ging keinen Schritt mehr von der Stelle.

„Wenn er mich jetzt auch noch schlägt", dachte der Esel erbittert, „dann hat er seinen ganzen Kram im Graben liegen!" Allein, Josef schlug ihn nicht. Er griff unter das Bettzeug und suchte nach den Ohren des Esels, um ihn dazwischen zu kraulen. „Lauf noch ein wenig", sagte der heilige Josef sanft, „wir rasten bald!" Daraufhin seufzte der Esel und setzte sich wieder in Trab.

„So einer ist nun ein großer Heiliger", dachte er, „und weiß nicht einmal, wie man einen Esel antreibt!"

Mittlerweile war es Tag geworden, und die Sonne brannte heiß. Josef fand ein Gesträuch, das dürr und dornig in der Wüste stand, in seinem dürftigen Schatten wollte er Maria ruhen lassen. Er lud ab und schlug Feuer, um eine Suppe zu kochen. Der Esel sah es voll Mißtrauen. Er wartete auf sein eigenes Futter, aber nur, damit er es verschmähen konnte. „Eher fresse ich meinen Schwanz", murmelte er, „als euer staubiges Heu!" Es gab jedoch gar kein Heu. Nicht einmal ein Maul voll Stroh, der heilige Josef in seiner Sorge um Weib und Kind hatte es rein vergessen. Sofort fiel den Esel ein unbändiger Hunger an. Er ließ seine Eingeweide so laut knurren, daß Josef entsetzt um sich blickte, weil er meinte, ein Löwe säße im Busch.

Inzwischen war auch die Suppe gar geworden, und alle aßen davon. Maria aß, und Josef löffelte den Rest hinterher. Und auch das Kind trank an der Brust seiner Mutter. Nur der Esel stand da und hatte kein einziges Hälmchen zu kauen. Es wuchs da überhaupt nichts, nur etliche Disteln im Geröll. „Gnädiger Herr", sagte der Esel erbost und richtete eine lange Rede an das Jesuskind, eine Eselsrede zwar, aber ausgekocht scharfsinnig und ungemein deutlich in allem, worüber die leidende Kreatur vor Gott zu klagen hat. „I-A!" schrie er am Schluß, das heißt: „So wahr ich ein Esel bin!"

Das Kind hörte alles aufmerksam an. Als der Esel fertig war, beugte es sich herab und brach einen Distelstengel, den bot es ihm an.

„Gut!" sagte er, bis ins Innerste beleidigt. „So fresse ich eben die Distel! Aber in deiner Weisheit wirst du voraussehen, was dann geschieht. Die Stacheln werden mir den Bauch zerstechen, so daß ich sterben muß, und dann seht zu, wie ihr nach Ägypten kommt!" Wütend biß er in das harte Kraut, und sogleich blieb ihm das Maul offenstehen. Denn die Distel schmeckte durchaus nicht, wie er es erwartet hatte, sondern nach süßestem Honigklee, nach würzigstem Gemüse. Niemand kann sich etwas derart Köstliches vorstellen, er wäre denn ein Esel. Für diesmal vergaß der Graue seinen ganzen Groll. Er legte seine langen Ohren andächtig über sich zusammen, was bei einem Esel soviel bedeutet, wie wenn unsereins die Hände faltet.

thyssen Bornemisza Archives

DER INNERE KREIS

Kürzlich war ein Inder, führender Mann der dortigen Wirtschaft, in der Bundesrepublik. Wie bei uns gründlichen Deutschen üblich, hatte man für ihn tagtäglich vom Morgen bis zum Abend ein ausgedehntes Besprechungs- und Besichtigungsprogramm ausgearbeitet. Doch eines Tages erklärte der Inder, er könne zu den vorgesehenen Sitzungen nicht mehr kommen, er habe keine Zeit dazu. Erstauntes Fragen: „Warum keine Zeit?"

Die Antwort des Inders: „Ich habe morgen einen stillen Tag. Ich will nachdenken!"

Auch diese Antwort weckte großes Erstaunen. Vielleicht staunen wir mit. Aber eigentlich ist es betrüblich, daß wir staunen. Eigentlich müßte es nämlich das Selbstverständlichste der Welt sein, daß ein Mensch sich zur Stille sammeln will, daß er einmal darüber nachdenken und danach fragen will, warum er lebt, was so der Sinn und der Inhalt seines Lebens ist. Denn dies allein ist es doch, was den Menschen vom Tier unterscheidet, daß er nachdenken und fragen kann. Tut er es nicht, muß etwas mit ihm nicht in Ordnung sein.

Und es ist auch etwas mit uns nicht in Ordnung. Man kann sogar sehr leicht sagen, was es ist: das Gleichgewicht zwischen unserem Außenleben und unserem Innenleben ist gestört. Und warum? Auch dies ist einfach zu sagen. Denn tagtäglich stürmt das Tausenderlei auf uns ein: Motorenlärm, Reklamelichter, Sensationsnachrichten, Radiomusik, Schlagzeilen, Autohupen, Fabriksirenen, Verkehrsunfälle — dieser ganze Orkan des modernen Lebens. Man vergegenwärtige sich nur einen Augenblick lang, daß das lauteste Alltagsgeräusch der Goethezeit das Rattern eines Wagens auf holprigem Pflaster war, und man versteht, was seitdem alles dazugekommen ist. Wir sind gleichsam von innen nach außen gewendet worden.

Noch ein anderes Bild wäre richtig: Die Außenwelt hämmert dauernd so auf uns ein, daß auch unsere Seele hart wird. Wir kapseln uns ab, wir werden gleichgültig für Feinheiten, wir reagieren nur noch auf grelle Reize, wir werden innerlich blind und taub. Das, was sich am tiefsten in uns versteckt, ist das Herz — manch einer schämt sich geradezu, daß er überhaupt noch ein Herz hat.

Freilich geschieht all dieses nicht ungestraft. Man kann eben auf die Dauer nicht an sich selbst vorbeileben. Das Unterdrückte meldet sich. Es meldet sich als Unruhe, als Nervosität, als Betriebsamkeit, als Angst, als Managerkrankheit. Können Sie noch Stunden für sich im Zimmer sein, ohne das Radio einzuschalten? Können Sie noch ohne Kilometerfresser Landschaft erleben: einen Wald, einen See, einen Sonnenuntergang? Oder ergeht es Ihnen auch so, wie es kürzlich behauptet wurde:

„Und die Menschen wollten ihrer Angst davonlaufen, aber sie saß ihnen im Nakken, und die Menschen wollten sie übertönen, aber die Angst war noch lauter..." Ein bekannter Denker hat sogar von unserem „Jahrhundert der Angst" gesprochen. Man sollte sich selbst einmal fragen, ob er so unrecht hat!

All solche Gedanken kommen besonders dringlich, wenn man sich vergegenwärtigt, was heute „Weihnachten" heißt. An sich ist Weihnachten das Fest der Stille — was könnte schon stiller sein als solches Fest der Geburt? Aber was ist heute daraus geworden? Was machen wir daraus? Wir stellen Weihnachten in die Schaufenster, wir hängen Weihnachten auf in Straßengirlanden, wir machen aus Weihnachten das große Geschäft mit dem lauten Markt des Jahres. „Stille Nacht, heilige Nacht..." dudelt es von allen Schallplatten und aus allen Lautsprechern. Das aber ist nur noch Lärm und nichts mehr von jener stillen und heiligen Nacht, da das ewige Licht aufleuchtet und die Botschaft erklingt:

„Friede auf Erden!"

Nun stehen wir alle, die wir dies schreiben oder lesen, im Betrieb. So wissen wir, daß der Betrieb uns ein Zweifaches und oft ein Zwiespältiges bedeutet: er ist uns ein Stück Außenwelt und Innenwelt zugleich. Es ist nicht so, daß wir, wie Henry Ford einmal forderte, „am Fabriktor die Seele in der Garderobe abgeben". Aber es ist auch nicht so, daß der Betrieb unser Zuhause und unsere Heimat wäre. Wir arbeiten dort in einer sehr sachlichen Welt mit dem Preßlufthammer, an der Schüttelrutsche, an den Ladestellen, an Maschinen, vor der Schreibmaschine, und wir arbeiten deshalb, weil wir unser täglich Brot verdienen müssen. Aber der Betrieb ist uns auch die Welt, in der wir dauernd Menschen begegnen, in der dauernd in dieser oder jener Form menschliche Gemeinschaft entsteht, in der immer irgendwo und irgendwie eine Hand die andere Hand halten muß.

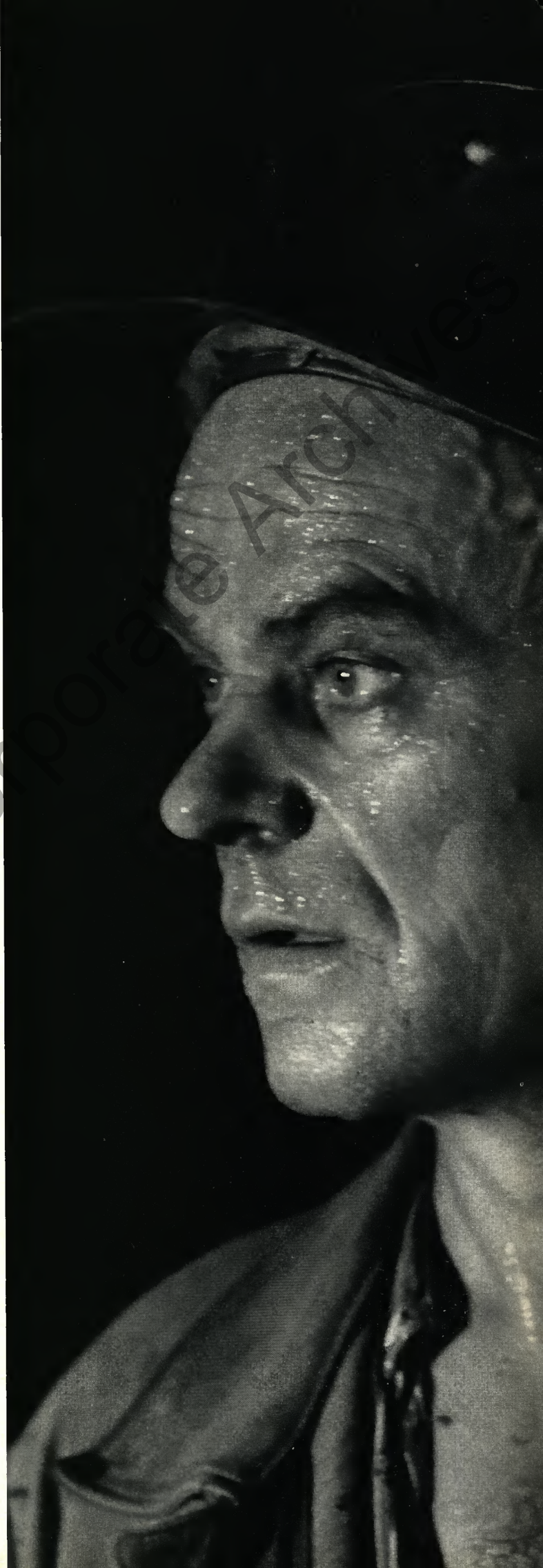
So eigenartig und so naiv es klingen mag, all das, was heute mit gewichtigen Worten als „Betriebsklima" gefordert wird, ist im Grunde nur ein Umweg um dieses eine Notwendige: das Wissen um den Menschen im Mitmenschen. Daran sollte man zu Weihnachten denken. Vielleicht sollten wir uns gerade in diesen Tagen bemühen, in diesem oder jenem, mit dem wir Jahre hindurch zusammenarbeiten, etwas zu entdecken, was wir bisher noch nicht kannten: den Menschen.

Das also wäre ein Weg vom äußeren Kreis des Betriebes zu seinem inneren Kreis. Es gibt wohl keinen, der nicht bejaht, daß erst dieser innere Kreis unser Leben im Betrieb lebenswert macht. Gewiß, der Lohnstreifen ist wichtig. Aber sogar nüchterne Wissenschaftler haben jüngst in unseren Betrieben herausgefunden, daß neben dem Lohn die anderen Bereiche eine große Rolle und oft sogar größere Rolle spielen: die Anerkennung, das Lob, die Achtung, die Kameradschaft. Kurzum, all das, was der „innere Kreis" in unseren Betrieben heißen kann, möchte bei uns genauso dasein, wie die Fördertürme und Schächte da sind oder die Kohle oder die Maschinen.

Wahrscheinlich werden wir es nicht, wie jener Inder, fertigbringen, solchem Nachdenken darüber einen ganzen Tag der Stille zu widmen. Aber auch schon eine Stunde echter Besinnung wäre etwas. Denn sie könnte vielleicht dazu führen, diesen oder jenen Arbeitskameraden, mit dem man bisher nicht zurechtkam, deshalb anders zu sehen, weil man in stiller Stunde erkennt, daß auch er ein Mensch ist mit seiner Hoffnung und mit seinem Schicksal.

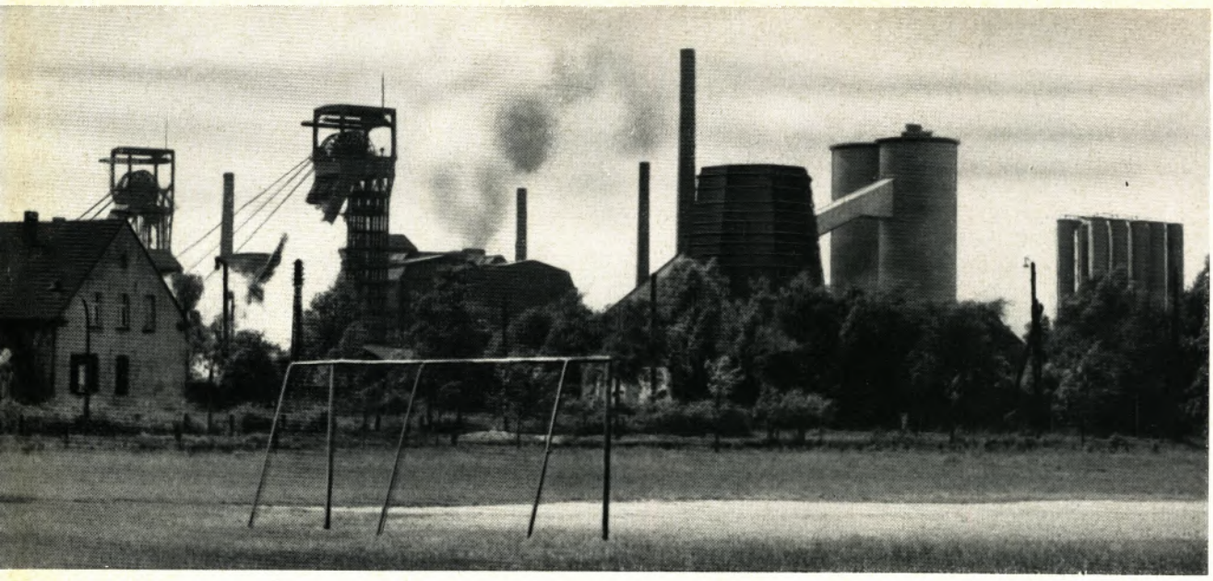
Und am Weihnachtsabend wollen wir alle, die wir daheim feiern dürfen, mehr als einen stillen Augenblick lang hinüberdenken zu den Arbeitskameraden, die in der Telefonzentrale, im Maschinenhaus, in der Grube und sonstwo auch zur Feierstunde in Pflicht stehen!

Dirk Cattepoel



Im Betrieb sollte die Achtung vor dem Menschen stets der Dreh- und Angelpunkt des Geschehens sein. Allein um den Menschen geht es auch in den Artikeln auf diesen beiden Seiten. — Bild: Einer von uns ist Hochofenmann Adolf Szukat.

Bybeerkundo Corporate Archive



Mit dem Bau der Zeche Jacobi wurde kurz nach dem ersten Weltkrieg begonnen. Bei der Planung der Tagesanlagen kamen neben den technischen auch architektonische Gesichtspunkte entscheidend zur Geltung.
Die Zeche beeindruckt durch die Großzügigkeit und Geschlossenheit ihrer Anlagen. Hauptwahrzeichen bilden die beiden zylindrischen, im Jahre 1958 in Stahlbeton-Gleitschalenbauweise errichteten Kokskohlentürme mit zusammen 4000 Tonnen Fassungsvermögen. Förderung: 6000 Tonnen täglich; Kokskohlendurchsatz: 3000 Tonnen täglich.

Ein ›Glückauf‹ unserem Bergbau

Durch Beschluß der außerordentlichen Hauptversammlung der Bergbau-AG Neue Hoffnung vom 16. Dezember 1959 wurden die bei der Entflechtung des GHH-Bereiches auseinandergerissenen Oberhausener Hütten- und Bergbaubetriebe auf Grund des Umwandlungsgesetzes wieder zu einem einheitlichen Unternehmen vereinigt. Damit ist – wie Aufsichtsratsvorsitzender Butschkau gelegentlich einmal ausführte – ein Zustand beseitigt, der nicht durch Vernunft, sondern durch negative Gefühle im Zuge der alliierten Entflechtungsmaßnahmen geschaffen worden ist. Entflechtung! – Das bedeutete für die deutsche Stahlindustrie und den Bergbau die Aufsplitterung von organisch gewachsenen Großunternehmen, bedeutete Aufhebung der Verbundwirtschaft und Erschütterung des wirtschaftlichen Fundaments. Zwar wurden die engen Bindungen zwischen Hütte und Bergbau, insbesondere der Energieverbund, auch nach der Entflechtung soweit wie möglich aufrechterhalten, den ersten Schritt zur Rückverflechtung aber brachte erst die eigentumsmäßige Verbindung, die Übernahme von über 99 Prozent des Aktienkapitals der Bergbau-AG Neue Hoffnung durch die HOAG, wodurch die Neue Hoffnung zu einer Tochtergesellschaft der Hütte wurde. Die Grundlage hierfür schuf die außerordentliche Hauptversammlung der Hüttenwerk Oberhausen AG vom 13. August 1957. Der mit Wirkung vom 1. Januar 1958 abgeschlossene Organschaftsvertrag zwischen Mutter- und Tochtergesellschaft war der nächste Schritt auf dem Wege der Eingliederung des Bergbaues in die Hütte. Durch die nunmehr vollzogene Umwandlung ist der Schlußstrich gezogen unter die Zusammenführung von Kohle und Stahl im Bereich der alten Gutehoffnungshütte. Die Fotos auf diesen Seiten, welche die Schachtanlagen unseres Bergbaues zeigen, sind mit freundlicher Genehmigung dem kürzlich erschienenen Bildband „Die Steinkohlenzechen Ruhr – Aachen – Niedersachsen" entnommen.



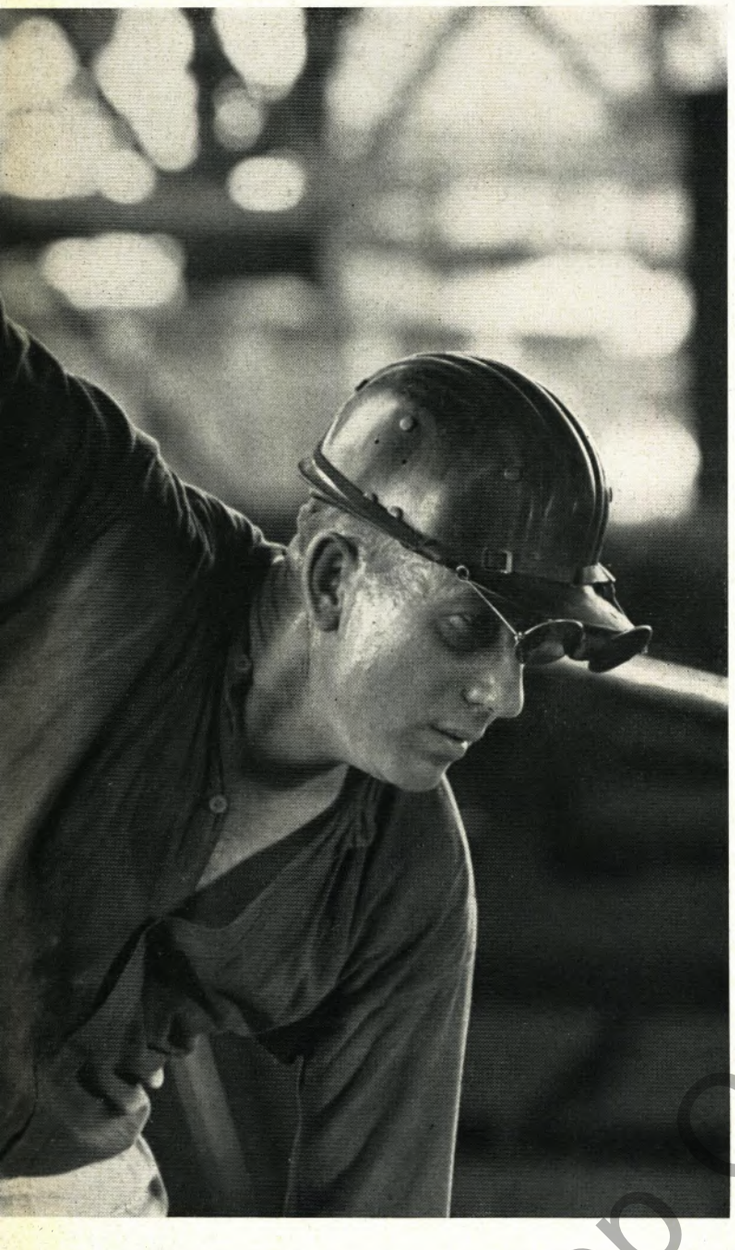
thyssenkrupp Corporate Archives



Ausgebaut nach dem zweiten Weltkrieg ist die Zeche Franz Haniel die jüngste Förderanlage unserer Bergbau AG Neue Hoffnung. Wahrzeichen ist der als Doppelstrebengerüst ausgeführte Förderturm. Unweit der Autobahn gelegen, fügt sich die moderne Anlage harmonisch in das von der Industrie noch kaum berührte Landschaftsbild ein. Durch weite Grünflächen voneinander getrennt, bilden das hochragende Fördergerüst und der wuchtige Block des Kraftwerkes ein Symbol für neuzeitliche Industrie-Architektur. Die Förderung beträgt 5500 Tonnen täglich (ausbaufähig auf 12000 Tonnen täglich).

Die Schachtanlage Osterfeld ist bereits seit 1879 in Betrieb. Ungeachtet des Alters und der räumlichen Enge der Anlage ist es im vergangenen Jahrzehnt gelungen, die Fördereinrichtungen, das Kraftwerk und die Kokerei-Anlagen auf den neuesten Stand der Technik zu bringen. 70 Meter hoch reckt sich der neue Förderturm des Schachtes I neben dem im Krieg zerstörten und 1950 wiedererstellten Paul-Reusch-Schacht empor. Der Förderturm von Schacht I ist mit einer vollautomatischen Vierseil-Fördermaschine ausgerüstet. Insgesamt ist Osterfeld heute eine der modernsten Förderanlagen des Ruhrgebiets. Tagesförderung: 8000 Tonnen (ausbaufähig auf 10000 Tonnen).

thyssenkrupp Corporate

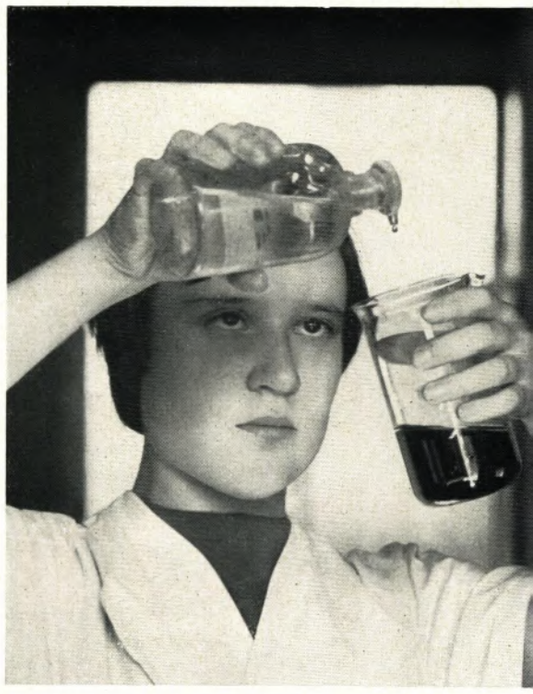




DAS GESICHT DER ARBEIT

„Nirgendwo" — sagt der Dichter Heinrich Böll — „sind die Menschen unpathetischer, einfacher und herzlicher als im Ruhrgebiet." Der Umgang mit Eisen und Stahl, der Rhythmus der Arbeit, gleich ob am Hochofen, im Stahlwerk, an den Walzenstraßen, im Labor oder in den Büros, die Arbeit hat die Gesichter geprägt. Auch im Kraftfeld der Technik ist der Mensch nach wie vor Lenker und Gestalter. Es gibt ein überaus häßliches und gottlob unwahres und überwundenes Wort jenes James Taylor, der vor einem halben Jahrhundert das nach ihm benannte Rationalisierungssystem erfand, wonach das Ideal des durchrationalisierten Betriebes der Roboter sei, der notfalls sogar durch einen dressierten Menschenaffen ersetzt werden könne. Genau das Gegenteil ist richtig. Die Produktion der Hütte hängt vom Zusammenspiel der Tausende und vom Verständnis der Tausende für das Gesamtwerk ab. Und wo in der Industrie treten die großen Zusammenhänge klarer und zwingender hervor als gerade hier?





thyssenkrupp Corporate Archives

Oben links: Abschätzend und überlegend — der Blick, den Ofenmann Franz Teplik von der 550er Straße auf das Material im Glühofen richtet.

Oben Mitte: Konzentriert und angespannt beobachtet Karl-Heinz Mathes in der Schlackensteinfabrik die Arbeit seines Gabelstaplers.

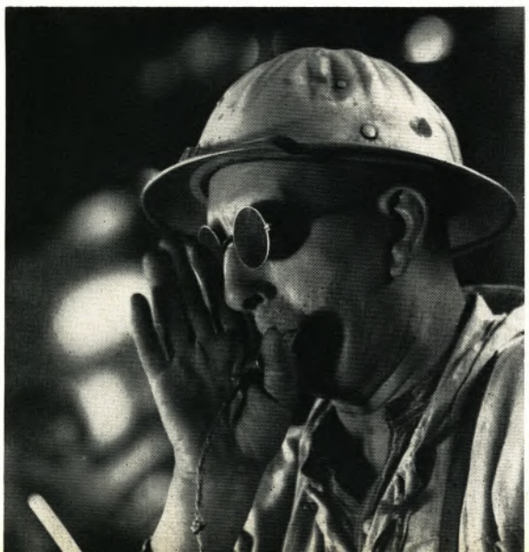
Oben rechts: Zuverlässig und ausgeglichen — der Ausdruck im Gesicht des Vorarbeiters Wilhelm Hansen in der Gießgrube des Stahlwerks.

Links außen: Aufmerksam und nachdenkend — Gießgrubenmann Rudolf Loipl in einem Drahtgespräch mit dem Kranführer des Gießkrans.

Links: Prüfend und abwägend — das Mädchengesicht der Chemiepraktikantin Irmhild Rosenbaum in einem Labor der Versuchsanstalt.

Rechts: Das Gesicht des Stahlwerkers Franz Rauhut ist nicht zu erkennen, aber seine ganze Haltung verrät höchste Konzentration.

Rechts außen: Gelöst und entspannt zündet sich Schmelzer Emil Albat, EO 2, die Zigarre wieder an, die bei der Arbeit ausgegangen ist.





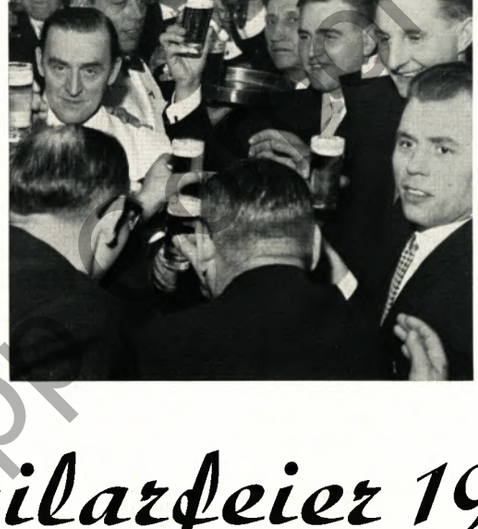
fryvsel kiosk copyright Archives













Unsere Jubilarfeier 1959

Das war ihr Ehrentag: im festlich geschmückten Werksgasthaussaal hatten sich am 11. Dezember alle diejenigen Belegschaftsmitglieder versammelt, die im Laufe des Jahres 1959 ihr 25-, 40- oder 50jähriges Jubiläum gefeiert haben. Wer hätte in dieser Stunde ihre Gedanken zu lesen vermocht? Wer hätte in ihre Herzen schauen können? Was bewegte sie beim Rückblick auf die Jahrzehnte ihrer Tätigkeit im Werk? Da wurden gemeinsame Erinnerungen aufgefrischt. Und manchmal gab's auch ein wehmütiges Verstummen, wenn von einem Kameraden von „damals" die Rede war... Wer auch nur einen Bruchteil der Gespräche mitbekam, der spürte, daß hier die Chronik des werktätigen Alltags erzählt wurde.

Insgesamt waren es in diesem Jahr 381 Jubilare, davon 178 mit 25jähriger, 181 mit 40jähriger und 22 mit 50jähriger Werkszugehörigkeit. Leider haben drei Jubilare die Ehrung nicht mehr erlebt, da sie in ihrem Jubiläumsjahr durch den Tod abberufen wurden. Ihnen galt ein herzliches Gedenken.

Die Jubilarfeier 1959 in Bildern: Auf der linken Seite oben gratuliert Direktor Dr. Graef Goldjubilar Albert Preuß vom Baubetrieb. Darunter: Betriebsingenieur Thomas vom Hafen Walsum (l.) unterhält sich mit „seinen" Silberjubilaren (v. l. n. r.) Stefan Kaczmarek, Karl Schneider und Franz Trapp. Unten links die „25jährigen" Zwillingsbrüder, links Lorenz (El. Betr. Hochöfen) und Heinrich Sulzbacher (Hauptverwaltung) im Gespräch. Rechts oben: Die Brüder und Silberjubilare Hermann (l.) und Konrad Lange aus den Maschinenbetrieben Thomas- bzw. Martinstahlwerk bei Prüfung ihrer Jubiläumszigarren. Unten Mitte kühlen die fleißigen Sänger ihre Kehlen. Rechts davon wünscht Direktor Siering Heinrich Neuhaus (550er Str.) zum „50." alles Gute, während er (rechte Seite oben) dem Gelsenkirchener Mitarbeiter Friedrich Westphal zur 25jährigen Werkszugehörigkeit gratuliert. Daneben: Bürgermeister Schmitt aus Gelsenkirchen (2. v. l.) im Gespräch mit Gelsenkirchener Kollegen, (v. l. n. r.) Silberjubilar Werner Radomski, Betriebsratsmitglied Albert Schmitz (Werkschutz) und Silberjubilar Edmund Mietzner. Bild Mitte: Arbeitsdirektor Strohmenger gratuliert drei Meistern aus dem Blechwalzwerk zum „25.", (v. l. n. r.) Joseph Haselier, Georg Huck und Josef van de Ven, links neben Joseph Haselier der Leiter des Blechwalzwerks Karl Loeck. Rechts darunter: Für Unterhaltung sorgten Werksorchester und Sängerbund. Links unten spricht im Namen der Jubilare Goldjubilar Meister Johann Keulen (Blechwalzwerk). Unten Mitte: Bernhard Müller (r.), Vorsitzender des Sängerbundes, stößt mit Meister Wilhelm Schönen (Zurichterei 550er Straße) zu dessen 25jährigem Jubiläum an. Rechts oben: Direktor Dr. Graef gratuliert Betriebsratsmitglied Jakob Dommermuth (Maschinenbetrieb Blechwalzwerk) zum „25." Darunter betrachtet Silberjubilar Wilhelm Neske (von der Stabstraße) schmunzelnd seine Jubiläumsuhr.

Die diesjährige große Zahl der Jubilare (im Vorjahr waren es 225) erklärt sich aus der Entwicklung der Wirtschaftslage. „1909, in einer Zeit tiefsten Friedens, als das Deutsche Reich seiner scheinbar höchsten Blüte entgegenging", so erläuterte Arbeitsdirektor Strohmenger in seiner Ansprache, „schritten die heutigen Goldjubilare erstmals durch die Werkstore. Zehn Jahre später war er ausgeträumt — der Traum von Kaiser und Reich. Aus dem Felde heimgekehrt, suchten die Männer Beschäftigung in der Industrie. Zahlreiche Neueinstellungen wurden vorgenommen. 1934 — viele waren arbeitslos gewesen — lief zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise ein Arbeitsbeschaffungsprogramm an. Erstmals nach bitteren Jahren kam es wieder zu Neueinstellungen größeren Umfangs. Mancher mag damals noch an eine bessere Zukunft geglaubt haben. Was jedoch folgte, war das gräßlichste Völkermorden aller Zeiten, verbunden mit dem schrecklichsten Zusammenbruch in der Geschichte unseres Volkes."

Auf Jubilarfeiern, so kennzeichnete Direktor Strohmenger die Situation, pflege man — verständlicherweise — das Hauptgewicht auf die Ehrung der Jubilare zu legen.

Unsere alljährlichen Jubilarfeiern aber seien darüber hinaus zu einer Plattform geworden, um etwas Grundsätzliches zu sagen zur Lage des Werkes und zur Politik der Werksleitung.

Zuvor schon hatte Arbeitsdirektor Strohmenger auf die Fusion mit der Bergbau-AG Neue Hoffnung hingewiesen. Damit sei nun endgültig der Schlußstrich gezogen unter die willkürliche Trennung von Kohle und Eisen im Oberhausener Raum. Anknüpfend an die Worte, die Bergassessor a. D. Klaus Haniel vierzehn Tage vorher auf der Jubilarfeier der Neuen Hoffnung sprach, meinte Direktor Strohmenger, daß trotz der einen oder anderen organisatorischen Änderung der Bergbau im großen und ganzen sein eigenständiges Leben behalten werde. Dabei werde durch die Umwandlung die Basis des Bergbaus erweitert und seine Lebensfähigkeit gesichert.

Zur Lage des Werkes führte Direktor Strohmenger aus, daß der im letzten Drittel 1958 einsetzende Konjunkturrückgang auf dem Stahlmarkt für unser Werk bis weit in das Frühjahr hinein spürbar gewesen sei. Produktionseinschränkungen und Preiseinbußen, vor allem im Export, seien die Folgen gewesen. Eine Besserung habe sich erst im April/Mai dieses Jahres angezeigt, als in Erwartung des Stahlarbeiterstreiks in den USA viele Verbraucher ihre Läger auffüllten. Zwar habe zu dieser Zeit der Auftragseingang aus den Vereinigten Staaten selbst noch abgenommen, doch sei es zu größeren Bestellungen aus sogenannten dritten Ländern gekommen, womit die Länder außerhalb des Bereiches der Montanunion gemeint sind.

Die Erholung des Inlandmarktes dagegen habe länger auf sich warten lassen. Sie sei

















verzögert worden durch die zweite Abwertung des französischen Franc. Diese währungspolitische Maßnahme, verbunden mit einer Bevorteilung durch das französische Umsatzsteuer-System, habe den französischen Werken ermöglicht, die deutschen Preise laufend zu unterbieten. Eine allgemeine Preisunsicherheit sowie ein starker Anstieg der Walzstahleinfuhren seien die Folge gewesen. Zwar wären zur Zeit bei allgemein günstiger Auftragslage die Marktstörungen durch den französischen Preis in den Hintergrund getreten, als Gefahr für die Europäische Gemeinschaft aber beständen sie nach wie vor fort.

Mit Nachdruck setzte sich der Arbeitsdirektor für den Arbeitsschutz als vordringliches soziales und wirtschaftliches Ziel ein. Aus seiner Düsseldorfer Rede (vgl. „echo der arbeit" 18/59), die bekanntlich eine große Resonanz in der Öffentlichkeit gefunden hat, wiederholte er, daß die Unternehmensleitungen unmittelbar verantwortlich seien für die sichere Arbeitsweise überall in ihren Betrieben. Sich an die Jubilare wendend: „Aber Ihr wißt, diese Aufgabe kann nur wirklich gelöst werden, wenn alle an diesem Strang ziehen, wenn alle tatsächlich aktiv und verantwortungsbewußt mitmachen."

Zur bargeldlosen Lohnzahlung erwähnte Direktor Strohmenger, daß außer der Belegschaft des Werkes Gelsenkirchen seit dem 15. August dieses Jahres nun auch die Mitarbeiter der Abteilung Verkehr ihren Lohn bargeldlos auf Konto überwiesen erhalten. „Wir werden auf diesem Wege weitergehen und demnächst für weitere Betriebsabteilungen diesen Zahlungsmodus einführen." Bisher habe dem die beschränkte Aufnahmefähigkeit der Oberhausener Geldinstitute entgegengestanden. „Wir sind aber auf großes Entgegenkommen gestoßen und werden hinsichtlich dieses Vorhabens bald auch in Oberhausen soweit sein wie in Gelsenkirchen."

Als ein nach wie vor mit an erster Stelle liegendes soziales Problem bezeichnete der Vortragende den Wohnungsbau. Wie von kaum einem anderen Hüttenwerk habe die HOAG in der Vergangenheit zahlreiche Wohnungen für Belegschaftsmitglieder gebaut. Auch im vergangenen Geschäftsjahr seien noch einmal rund 500 Wohnungen errichtet worden, so daß der gesamte Wohnungsbestand der Hütte bei etwa 5000 liege. Trotzdem ergebe sich durch Neueinstellungen und Verheiratungen von Belegschaftsmitgliedern noch ein großer Bedarf. Nach Auslaufen der 7c-Vergünstigungen sowie Einschränkung der zinsvergünstigten Landesmittel aber werde es in Zukunft nicht mehr möglich sein, in ähnlichem Umfang wie in der Vergangenheit zu bauen. „Wenn wir weiterhin Wohnungen bauen wollen, so werden wir Mieten erreichen, die unseren Belegschaftsmitgliedern nicht mehr zugemutet werden können." Nach Fertigstellung der jetzt in Angriff genommenen Wohnungen würde daher aller Voraussicht nach von der HOAG kein weiteres Bauvorhaben mehr vorgenommen werden.

Die enttäuschende Entwicklung des Schul- und Bildungswesens in der Bundesrepublik bezeichnete Direktor Strohmenger als ein Problem, das so ernst und gleichzeitig so traurig wie kaum ein anderes in Deutschland sei. Wie groß die Gefahr ist, bewies er mit einigen nüchternen Zahlen: Danach studieren in der Sowjetunion gegenwärtig 860000 Ingenieure aller Gruppen. In der Bundesrepublik sind es nur etwa 65000. In Rußland gehen jährlich 80000 neue Hochschulingenieure in das Berufsleben, dazu 90000 Fachschulingenieure. In den USA beträgt der jährliche Zuwachs an Hochschulingenieuren etwa 30000. Die Zahl der Fachschulingenieure ist unbekannt. In der Bundesrepublik dagegen verlassen jährlich nur etwa 3500 Hochschulingenieure und etwa die doppelte Anzahl Fachschulingenieure die Technischen Hochschulen bzw. Ingenieurschulen. „Mit platonischen Zustimmungen ist nichts getan", sagte Direktor Strohmenger. „Was wir brauchen, ist Ausbildung und nochmals Ausbildung, Reform des Schulwesens von unten bis oben, Hilfe für den Nachwuchs und Heranziehung auch des letzten begabten jungen Menschen." Eindringlich appellierte er an Regierung und Parlament, dieses Problem nicht einfach der Wirtschaft in Selbsthilfe zu überlassen.

Seine Ausführungen beendete der Arbeitsdirektor mit einem herzlichen Wort des Dankes an die Jubilare. „Dabei denke ich aber auch an Eure Frauen und Mütter, die Euch stets treu zur Seite gestanden und Not und Sorgen schwieriger Zeiten ebenso wie die Freuden guter Jahre mit Euch geteilt haben."

Worte herzlicher Anerkennung für die Jubilare fand auch Betriebsratsvorsitzender Johannes Stappert. Den Dank der Jubilare sprach Johann Keulen aus. Auch Oberbürgermeisterin Luise Albertz, die im Namen der Stadtvertretungen und Stadtverwaltungen von Oberhausen und Gelsenkirchen sprach sowie Georg Rand für die Gewerkschaften brachten den Arbeitsjubilaren ihre Glückwünsche zum Ausdruck. Die festliche Veranstaltung wurde umrahmt durch Darbietungen des Werksorchesters und des Männergesangvereins Hüttenwerk.

Abschied des Hüttenwerkers

Hüttenwerker sein, das ist schon richtig,
ein Beruf, der äußerst wichtig,
ob im Feinblech mit der Zange,
ob am Ofen mit der Stange,
ob als Führer auf dem Kran
oder auf der Eisenbahn,
ob in Stabeisen-Verladung
oder Schreiber bei Herrn Hardung,
ob als treuer Werkschutzmann
oder auch Vertrauensmann,
ob im Stahlwerk auf der Bühne,
oder Leiter der Kantine,
ob als Schlosser auf E O
oder auch im Lohnbüro,
ob als Fahrer oder Tankwart
oder Mitglied im Betriebsrat,
jedermann schafft Jahr für Jahr
und wird schließlich Jubilar,
erhält für treue Pflichterfüllung
eine hübsche Anerkennung.
Ist das Alter dann erreicht,
letztmals man die Hände reicht —
Scheiden tut bekanntlich weh —,
Hüttenwerker sagt: „Ade!"

Alfred Karden, Masch.-Betr. EO I



9. 5. 1958

Der Platz, über dem sich heute der neue Hochofen erhebt, wurde früher vom Gleisnetz der Abteilung Verkehr durchquert.

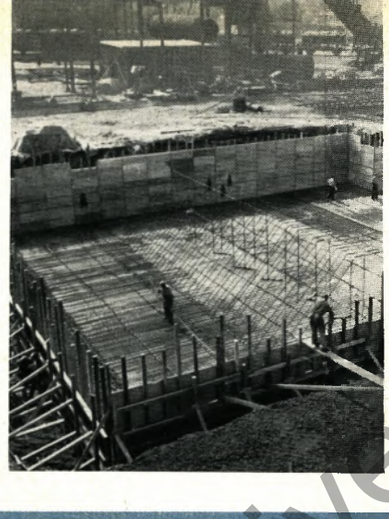
←

→

24. 5. 1958

Bevor mit den eigentlichen Bauarbeiten am Hochofen begonnen werden konnte, mußte zunächst die Gichtgasleitung verlegt werden.





25. 8

Drei Meter hinein ver Fundament in das üb Stahl verb

←

30. 1

Nach etwa Bauzeit wa fundament Nun mußte chen stehe

HOCHOFEN A



thyssenkrupp Corporate Archives



19.10.1959

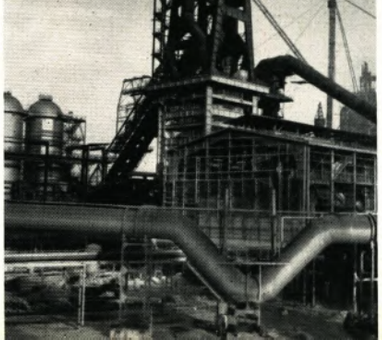
Die riesenhafte Anlage des neuen Hochofens ist zu einem Blickfang für die vielen Passanten auf der Mülheimer Straße geworden.

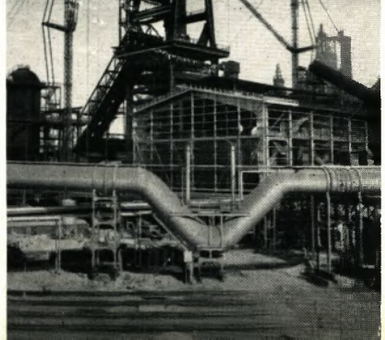
→

←

5. 12. 1959

Drei Tage vor dem Anblasen: Überall wird letzte Hand angelegt. Auf unserm Bild von Siegfried Seifert. Er war von Anfang an dabei.





14. 8

Rechts im sack des im Anfang für einen Hochofen

←

15. 8

Fast hat de gültige Hö über Flur ist das A Staubsack

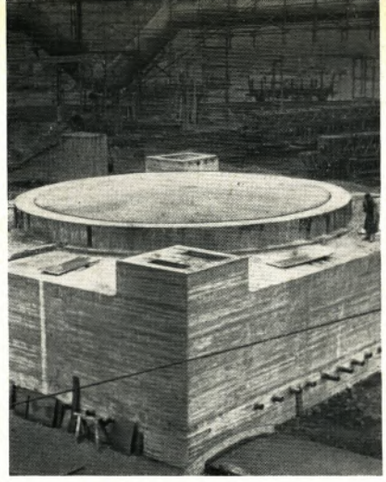
958

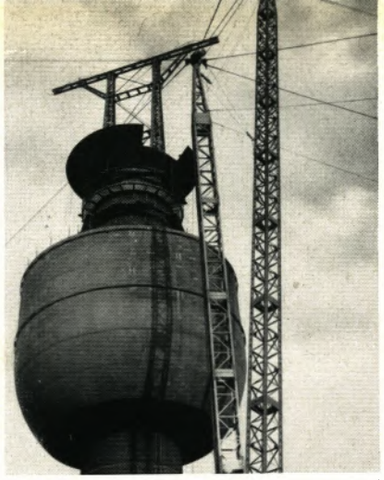
die Erde
urde das
ochofens,
Tonnen
den sind

→

958

onatiger
Hochofen-
ggestellt.
paar Wo-
trocknen.





7. 11. 1958

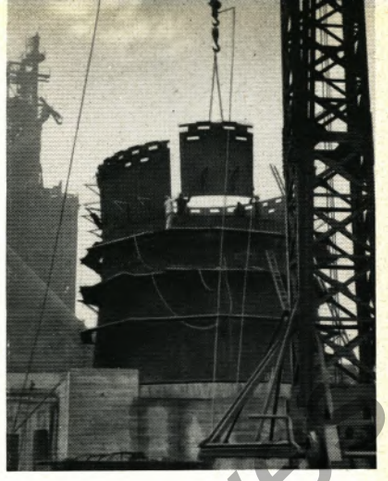
Der Wasserhochbehälter für den Hochofen A wurde am Erdboden zusammengeschweißt und dann erst von zwei Winden „gezogen".

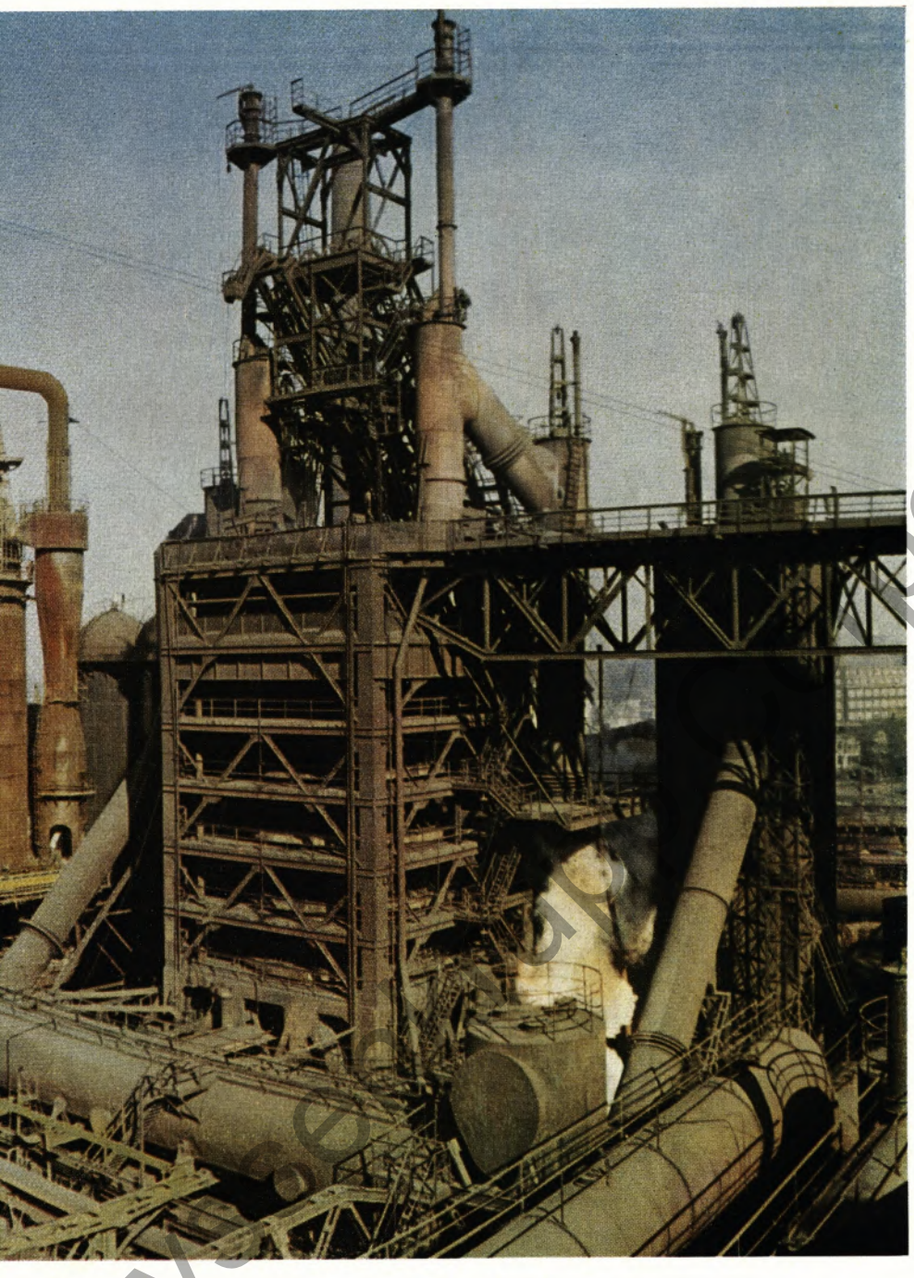
←

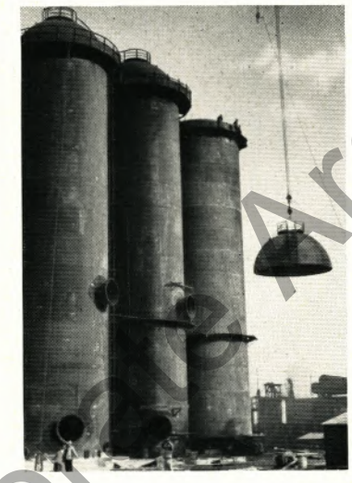
→

15. 12. 1958

Schnell wuchs der Mantel des Hochofens empor. Stoß für Stoß der schweren Stahlbleche setzten die Monteure der GHH aufeinander









27. 2. 1959 ↑

Schlank recken sich neben dem Hochofen die drei dazugehörigen Winderhitzer empor; einer erhält soeben sein „Hütchen".

27. 2. 1959 ↑

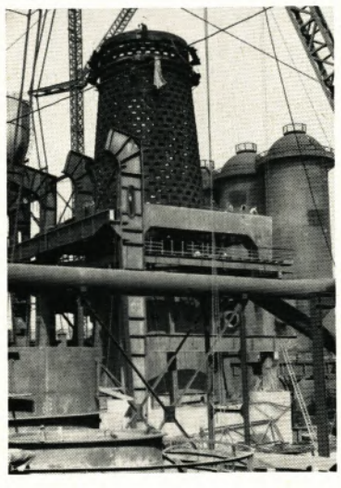
Klein und unscheinbar der Mensch vor dem Mantel des Ofens. Aber was wäre hier ohne ihn? — Nichts!

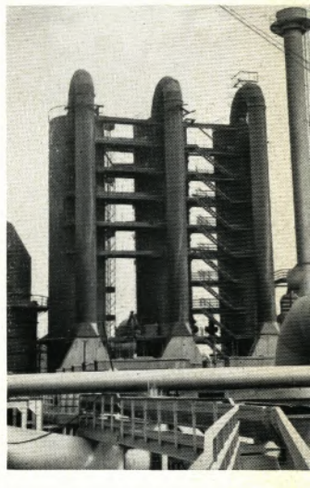
3. 4. 1959 ↓

Der Mantel des neuen Hochofens ist noch nicht ganz fertiggestellt, aber schon wird mit Hochdruck am Gerüst gearbeitet.

12. 7. 1959 ↓

Mit dem Ofen entstand gleichzeitig die Gasreinigung, eine imposante Kulisse. Rechts der Abfackelkamin.





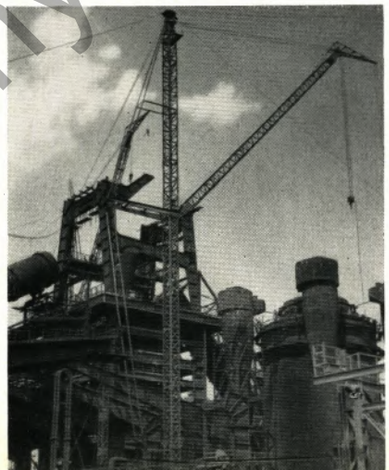
1959

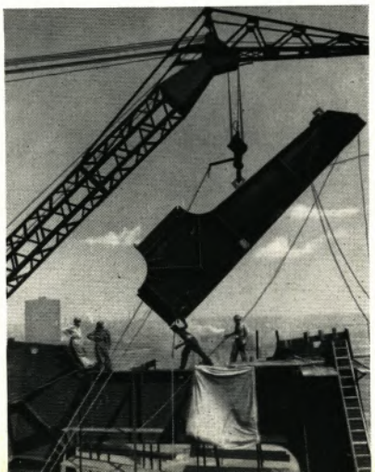
der Staub-
ofens, den
irrtümlich
ren neuen
ten haben.

→

1959

seine end-
89 Metern
cht. Rechts
Rohr vom
sreinigung.





26. 6. 1959

Zusammen mit dem Hochofen wuchsen die Nebenanlagen empor. In der Mitte des Bildes ist bereits der Schrägaufzug zu erkennen.

→

←

13. 8. 1959

In windiger Höhe war die schwere Arbeit der Männer von der GHH manchmal zweifellos auch mit großen Gefahren verbunden.



Thyssen Krupp Corporate Archives



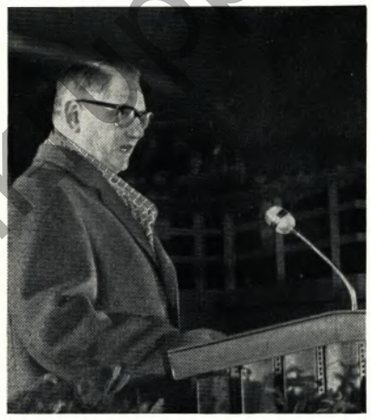
Viele gute Wünsche...

Laut zischte am Mittag des 8. Dezember kurz nach 12 Uhr die Luft in den Hochofen A, nachdem Direktor Fritz Butschkau, der Vorsitzende unseres Aufsichtsrates, die Gebläsemaschinen eingeschaltet hatte. Dabei wechselte das Kontrollicht von „Rot" auf „Grün". Dies war das äußere Zeichen für die Produktionsaufnahme des neuen Ofens, der in 16monatiger Bauzeit von der GHH Sterkrade erstellt worden ist.











Zu unseren Fotos: Blick auf die festlich geschmückte Ofenbühne während der Einweihung. Oben: Unser kaufmännisches Vorstandsmitglied Siering vertauscht seinen Hut mit einem Helm. Rechts: Oberbürgermeisterin Luise Alberts als aufmerksame Beobachterin, links Arbeitsdirektor Wille von der Neuen Hoffnung. Darüber: Der Technische Direktor Dr. Graef bei seiner Ansprache. Rechts unten: Hochofenbetriebsdirektor Dr. Birnbaum erklärt Bergassessor a. D. Klaus Haniel (Mitte) und Dr. Freiherr v. d. Tann den Ofenschaltplan. Mitte links: Arbeitsdirektor Strohmenger begrüßt — leger-unmilitärisch mit links — einen Bekannten. Mitte rechts: Generaldirektor Dr. Reusch (l.) im Gespräch mit Dr. Wesemann vom VDEh. Auf der gegenüberliegenden Seite: Aufsichtsratsvorsitzender Butschkau schaltet die Gebläsemaschine ein.

Auf Einladung des Werkes wohnten zahlreiche Gäste diesem für uns alle bedeutungsvollen Augenblick bei. Unter ihnen befanden sich Vertreter der Regierung, der Behördenstellen in Oberhausen, des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft und viele andere. Auch der Aufsichtsrat unserer Gesellschaft sowie die Vorstände der GHH und der Neuen Hoffnung waren vollzählig erschienen. Die Gäste — unter ihnen die pensionierten ehemaligen Ingenieure der Eisenhütte — wurden von Vorstandsmitglied Dr. Rudolf Graef begrüßt.

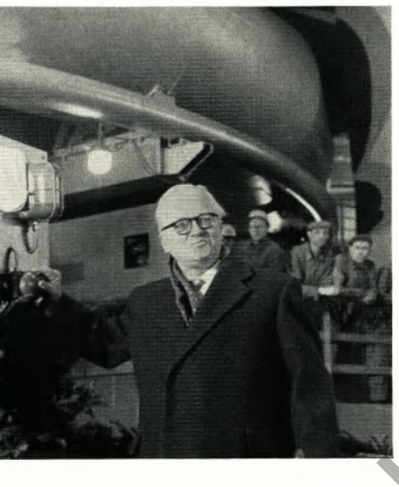
In seiner Ansprache in der Gießhalle des Hochofens A ging Dr. Graef kurz auf die Geschichte der Eisengewinnung im Oberhausener Raum ein und erzählte, daß der erste Holzkohlenhochofen im Oktober



1758 angeblasen worden sei. In den Jahren um 1840 habe die gesamte jährliche Roheisenerzeugung 28000 Zentner betragen, was etwa der Tageserzeugung des neuen Hochofens gleichkomme. Die Bedeutung des Ofens A liege zunächst darin, daß mit dieser modernen Anlage das Roheisen wirtschaftlicher und besser erschmolzen werden könne, als in den älteren Öfen. Wichtiger sei jedoch, daß durch die wesentlich erhöhte Produktionskapazität bei der Neuzustellung der übrigen Öfen genügend Zeit gewonnen würde, um Modernisierungen und Rationalisierungen vornehmen zu können.

Allen am Bau beteiligten Firmen dankte unser Technisches Vorstandsmitglied für die gute und harmonische Zusammenarbeit. Wörtlich sagte Dr. Graef: „Ich bin glücklich darüber, daß — nachdem die GHH in den Nachkriegsjahren so viele neue Hochöfen in aller Welt errichtet hat — endlich einmal wieder Oberhausen an der Reihe war. Wir sprechen hier in Oberhausen, abgesehen von dem technischen Verbund, auch von dem geistigen Verbund und wollen damit zum Ausdruck bringen, daß die enge Zusammenarbeit, vor allem in den Grenzgebieten zwischen Bergbau, Hütte und Maschinenbau, viele Anregungen gibt und die Weiterentwicklung fördert.

Im Namen der Erbauer des Hochofens sprach der Generaldirektor der GHH-Sterkrade AG, Bergassessor a. D. Dr. Hermann Reusch. Er sagte: „Freude empfinden wir darüber, daß es uns gelungen ist, diesen modernen Hochofen nach der zügigen Bauzeit von einem guten Jahr heute vor uns zu sehen. Dankbar sind wir Ihnen, dem Bauherrn, daß Sie so vertrauensvoll, anknüpfend an die alte Tradition in der Zusammenarbeit unserer Werke, diesen Auftrag uns erteilt haben



und seine konstruktive Durcharbeitung tatkräftig förderten."

Mut und Vertrauen in die wirtschaftliche Entwicklung gehörten dazu, den Bau des Ofens auch in einer Zeit durchzustehen, die für die Eisen schaffende Industrie eine harte Bewährungsprobe gewesen sei; aber die wirtschaftliche Entwicklung habe dem Bauherrn recht gegeben und die GHH wünsche, daß diese Investition der HOAG auf lange Sicht zum Nutzen gereichen möge. Abschließend sagte Dr. Reusch: „Ob unsere Werke, wie in früheren Tagen, eine Unternehmenseinheit bilden oder heute verselbständigt sind, die aus Kohle und Eisen organisch gewachsene Verbundenheit ist unauslöschlich."

Ursprünglich war vorgesehen, den neuen Hochofen durch Bergassessor a. D. Dr. h. c. Hermann Kellermann, dem letzten Generaldirektor des noch unentflochtenen GHH-Konzern anblasen zu lassen. Der 84 Jahre alte Mentor der Oberhausener Montan-Industrie hatte aber wegen Erkrankung absagen müssen. An seiner Stelle setzte Direktor Butschkau die Anlage in Betrieb. Er sagte: „Möge der neue Hochofen stets Eisen zu friedlichen Zwecken erzeugen. Möge er dazu beitragen, daß die Angehörigen des Werkes, ihre Familien und darüber hinaus das ganze deutsche Volk immer ein freies und gesichertes Leben führen können."



Des Ruhrlandes Rauch

Von Otto Wohlgemuth

Die Jahre schwinden, die Welt treibt fern,
es folgt das Herz seinem Glück und Stern.
Doch wo ich immer gewandert bin,
es lag mir immer in meinem Sinn
der Heimat, des Ruhrlandes Rauch.

Die Sterne leuchten, die Zeit entflieht,
es rauscht in uns allen des Lebens Lied,
wir essen alle ein hartes Brot,
es tut uns allen viel Liebe not.
In mir brennt des Ruhrlandes Rauch.

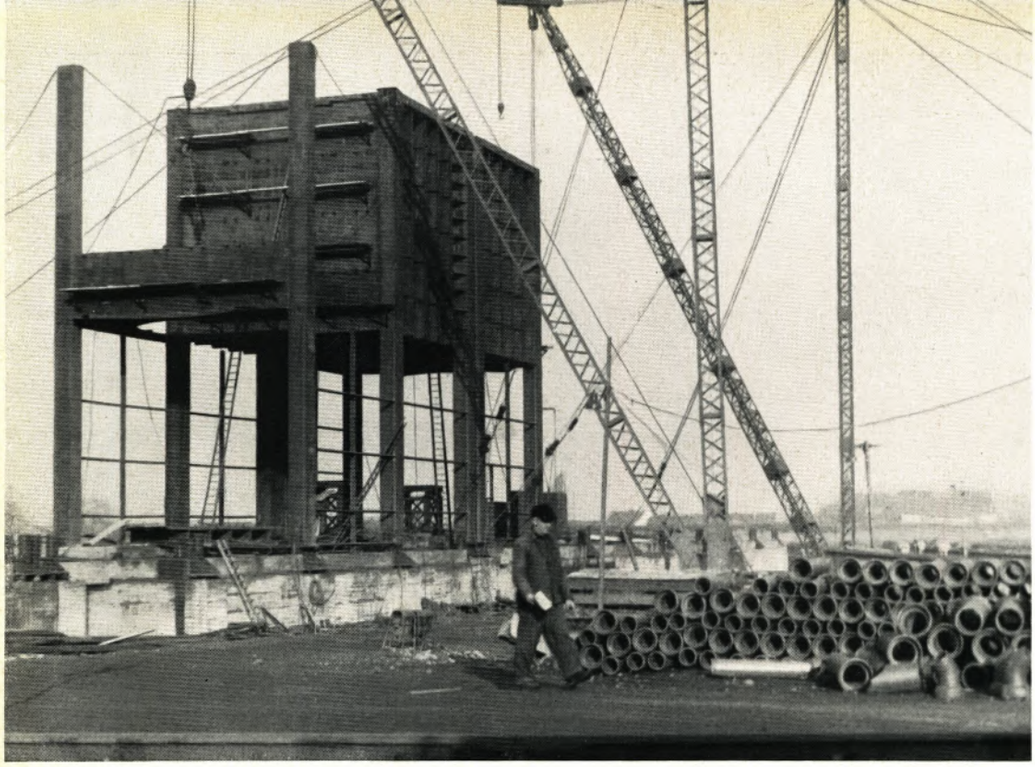
Und viel verschwieg ich und barg es tief,
wie sehr das Heimweh auch in mir rief.
Im Schlaf, im Traum, bei Nacht und Tag,
mir folgte treu wie ein Schatten nach
des Ruhrlandes wehender Rauch.

Die Berge sah ich in firner Glut,
mir rauschte mächtig des Meeres Flut,
im Walde spürte ich Gottes Hauch —
so atmet Ewigkeit einsam auch
daheim meines Ruhrlandes Rauch.

Qualm wogte über dem Kinderland,
der Knabe sprang in den Feuerbrand,
den Jüngling packte die Arbeit hart,
der Mann steht fest in der Gegenwart,
ihm lodert des Ruhrlandes Rauch.

Im Blute brennt meiner Heimat Licht,
es ruft mich heim, es läßt mich nicht.
Dort, wenn ich sterbe, senkt mich hinab,
ihr Freunde, wo allezeit über mein Grab
dahinweht des Ruhrlandes Rauch.

ThyssenKrupp Corporate Archives





In Walsum

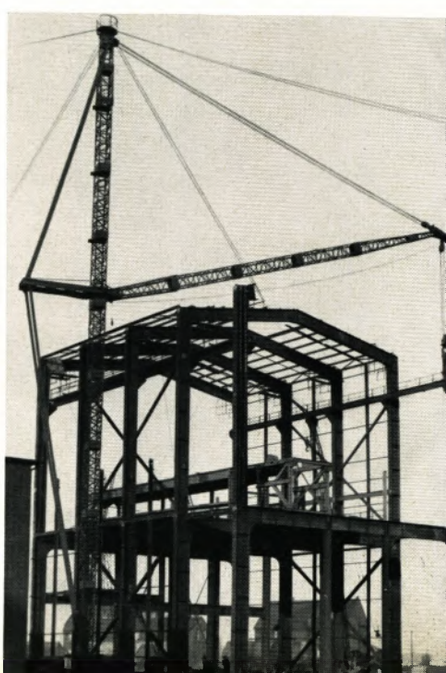
entsteht unsere neue Sinteranlage

Seit dem Frühjahr dieses Jahres wird auf dem Gelände des Südhafens Walsum an der Errichtung einer Erzsinteranlage gearbeitet, die nach ihrer Fertigstellung im Herbst kommenden Jahres monatlich etwa 50000 Tonnen Sinter für die Versorgung der Hochöfen, vornehmlich des neuen Hochofens A, liefern wird. Gesintert werden die in Walsum beim Brechen von Stückerzen in der Erzbrech- und Siebanlage anfallenden Feinerze und Stäube sowie die auf dem Wasserwege eingehenden Feinerzmengen, deren Marktanteil ständig wächst.

Unsere Bilder, die vor wenigen Tagen in Walsum aufgenommen wurden, sollen einen Eindruck von der entstehenden Anlage vermitteln: In einer Tagesbunkeranlage (oben links und oben Mitte) werden Feinerze und Koks gelagert. Auf dem Bild rechts wird von Monteuren eine Plane als Regenschutz über einen Bunker gezogen, damit die Schweißarbeiten ohne Unterbrechung ausgeführt werden können. In den gewünschten Sorten und Mengen werden Erze und Koks aus diesen Bunkern auf Förderbänder abgezogen und gemischt, bevor sie auf das kontinuierlich umlaufende Sinterband von 2,5 Meter Breite und etwa 37,5 Meter Länge in gleichmäßiger Schichthöhe aufgegeben werden. Der in der Mischung enthaltene Koks wird unter einer Zündhaube gezündet und damit der Sinterprozeß eingeleitet. Durch Absaugstutzen über dem Sinterband werden die Abgase, die sich beim Verbrennungsprozeß bilden, abgesogen. Die in Elektrofiltern gereinigte Luft gelangt durch einen 140 Meter hohen Kamin, der ebenfalls (links unten) schon im Bau ist, in die Atmosphäre. Das Bild rechts unten zeigt einen Teil der Stahlkonstruktion des Sintergebäudes, das 74 Meter lang wird und das Sinterband sowie einen Teil der Nebenanlagen aufnimmt. — Die Anlage wird zum größten Teil von der GHH-Sterkrade gebaut.







Thyssenkrupp Corporate Archives

ROBINSON

Der Gelehrtenstreit um die Robinson-Wirtschaft

Wer wird nicht als Junge gebannt Robinsons Abenteuer gelesen haben. Schon seit 1720 gibt es eine deutsche Ausgabe dieser klassischen Abenteurererzählung, die – angeregt durch eine wahre Begebenheit – von dem englischen Schriftsteller Daniel Defoe (1660–1731) geschrieben wurde, seitdem in alle Weltsprachen übersetzt, unzählige Male herausgegeben und nachgeahmt wurde. Waren es nicht unsere Kinderträume, in das Reich Robinsons einzudringen, der nach einem Schiffbruch auf eine ferne einsame Insel geworfen wurde, dort auf sich alleingestellt lebte und schließlich zum Lenker eines kleinen Gemeinwesens wurde. Aber Robinson war mehr als ein Mann, der sich in der Einsamkeit zurechtfand und der mit den Fäusten zupacken konnte, er war ein glänzender Organisator, der wirtschaftlich und ökonomisch-rationell zu denken und zu handeln verstand. Deshalb verwundert es nicht, daß auch die Volkswirtschaftslehre sich Robinsons angenommen hat. Die folgende Abhandlung zu diesem Thema verdanken wir Prof. Dr. Dr. Hans Bayer, früher Ordinarius für Wirtschaftstheorie an der Universität Innsbruck. Als Leiter an der Sozialakademie Dortmund ist Prof. Bayer auch einigen unserer Werksangehörigen bekannt.



„Dem Erstickungstod nahe trieb ich eine weite Strecke gegen das Ufer, schon mehr tot als lebendig. Die See schleuderte mich dann plötzlich mit großer Gewalt gegen eine Klippe, an die ich mich anklammerte." Aus: „La vie et les aventures de Robinson Crusoe", Paris 1799/1800.

Über zwei Jahrhunderte ist die Erzählung von Robinson Crusoe alt; aber noch heute kennt sie jeder. Mehr als die meisten von uns annehmen, liegt in dieser einfachen Geschichte. Robinson Crusoe ist entstanden aus dem Geist der Aufklärung. Das Buch soll unter anderem, der damaligen Auffassung entsprechend, den natürlichen Trieb des Menschen zur Moral zum Ausdruck bringen. Rousseau preist in seinem Roman „Emile" Robinson als „die glücklichste Abhandlung einer natürlichen Erziehung". In einer bekannten französischen Fassung „La vie et les aventures de Robinson Crusoe" 1799 wurde Robinson als Nationalheld herausgestellt. Viele Nachahmungen der ursprünglichen Fassung wurden ersonnen, unter anderem Robinson als Familienvater; hierbei ergab sich Gelegenheit, Fragen der Familienethik an Beispielen zu erläutern.



Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen hatte sich Robinson einen Schirm gebastelt. Aus: Campe „Robinson der Jüngere", Tübingen 1796.

Große Bedeutung hat Robinson aber in der Wirtschaftstheorie gewonnen; an diese Entwicklung hat der erste Verfasser des Robinson Crusoe bei aller Phantasie gewiß nicht gedacht.

Die konkrete Wirtschaft ist in ihren wesentlichen Zusammenhängen unmittelbar nicht zu durchschauen. Man macht daher vereinfachte Annahmen, um besseren Einblick zu gewinnen. Eine solche vereinfachende Annahme ist die Robinson-Wirtschaft, oder wie es Böhm-Bawerk, der bekannte Gelehrte der österreichischen Schule der Nationalökonomie, ausdrückt: „Robinson ist uns ein methodisches Werkzeug. Aus guten Gründen üben wir unser und unserer Leser Auge eine Zeitlang an seiner friedlichen Figur, ehe wir es wagen, vor das verschleierte Bild der vollkommenen Wirklichkeit zu treten."

Vor allem zwei Erkenntnisse sind auch heute noch von Bedeutung: Das Gesetz der Produktionsumwege und das Gesetz des Grenznutzen. Wir können hier nur kurz auf das erste eingehen. In seinem Buch „Die positive Theorie des Kapitals" gibt Böhm-Bawerk ein bekanntes Beispiel zur Erklärung der Produktionsumwege. Robinson braucht Trinkwasser. Es gibt eine Quelle in einiger Entfernung von seiner Hütte. Robinson könnte jedesmal, wenn er Durst hat, hingehen und trinken.

Er kann sich aber auch einen Wassereimer fertigen oder eine Wasserleitung anlegen. In beiden Fällen verwendet er Zeit auf eine Tätigkeit, die ihm unmittelbar keinen Nutzen bringt, später aber eine Steigerung der Produktivität gewährleistet. — In der modernen Wirtschaft können Konsumgüter ohne Produktionsumwege überhaupt nicht mehr hergestellt werden. Produktionsumwege können aber auch heute nur gegangen werden, wenn vorher der Konsum eingeschränkt wird. Infolge der Arbeitsteilung zeigt sich freilich diese Einschränkung in der modernen Wirtschaft nicht so deutlich, weil die Prozesse ineinandergreifen, gewissermaßen synchronisiert sind.

Gerade weil die Robinsonfigur zu einem entscheidenden Instrument der Nationalökonomie geworden war, setzte man sich lebhaft darüber auseinander, ob diese Art der Untersuchung gerechtfertigt sei. Namhafte Wirtschaftswissenschaftler bestritten dies, unter anderen W. Sombart, R. Stammler, K. Diehl und G. Cassel. Sie verkannten aber die Grundgedanken jener, die die Robinson-Wirtschaft als Modellfall verwendeten. Sombart hatte in seinem Buche „Die drei Nationalökonomien" ausgeführt: „Robinson ist der unwirkliche Grenzfall. Übrigens kann auch er sein Leben als einzelner nur fristen, weil er wenigstens aus einer Gesellschaftswirtschaft herauskommt." Diese Auffassung hat Sombart eingehender in einem Aufsatz „Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens" vertreten. Er verweist dort auf die „Rudelhaftigkeit", die der Mensch mit vielen Tierarten gemeinsam hat. Um diese Probleme geht es aber den Vertretern der Nationalökonomie, die das Robinson-Modell verwenden, nicht. Böhm-Bawerk betont an der zitierten Stelle ausdrücklich, daß dieses Modell nur Vorbereitung bedeute: „Der eigentliche Schauplatz unserer Theorie ist aber die volle sozialwirtschaftliche Wirklichkeit." Max Weber erkennt in den „Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre" ausdrücklich den Wert der „Robinsonaden" an. „Was aber unter jenem theoretischen Begriff (es handelt sich um den Begriff „Wirtschaftlicher Wert") gedacht wird, gedacht werden kann, das ist nur durch scharfe, das heißt ideal-typische Begriffsbildung, wirklich eindeutig klar zu machen — das sollte der Spötter über die Robinsonaden der abstrakten Theorie jedenfalls so lange bedenken, als er nichts Besseres, das heißt hier Klareres, an die Stelle zu setzen vermag." Auch Walter Eucken hebt wiederholt die Bedeutung des Robinson-Modells hervor; er betont unter anderem, daß im Robinson-Modell auch wichtige Hinweise auf gesamtwirtschaftliche Probleme gegeben sind, so zum Beispiel in dem im „Ordo I" erschienenen Aufsatz „Das ordnungspolitische Problem". „Wir sehen: alle ökonomischen Erscheinungen hängen sowohl bei Robinson Crusoe wie in der kleinen Eigenwirtschaft, wie in der großen industrialisierten



Sein Boot baute er zu groß, er konnte es nicht zu Wasser lassen. Aus: „Life and adventures of Robinson", London 1850.

Wissenschaftliche Sonderdruck

Welt zusammen . . . Auch hier gibt es keine Teilgebiete mit Selbständigkeit."

In vieler Hinsicht ergeben sich — was bisher wenig beachtet wurde — Zusammenhänge zwischen der Robinson-Wirtschaft und den Problemen der gesellschaftlichen Wirtschaft von heute. Wir greifen ein entscheidendes Problem heraus: die Unternehmensplanung. Robinson kennt keine Trennung von Produktion und Konsum in dem heutigen Sinne. Er produziert nur, wonach er Bedarf hat, sei es mittelbar oder unmittelbar. Fehlinvestitionen treten dann ein, wenn die technischen Möglichkeiten falsch eingeschätzt werden. Hier das Beispiel einer Fehlinvestition Robinsons: Aus einer gefällten Zeder hatte er ein Boot zum Fischen gefertigt, das er dann aber nicht ins Wasser bringen konnte. In der modernen Wirtschaft ist Konsum und Produktion auseinandergerissen.

Zahllose Stufen schieben sich zwischen Rohstoffgewinnung und letzten Verkäufer. Es ist eine der Aufgaben der Unternehmensplanung, eine Annäherung an die enge Verbindung zwischen Produktion und Konsum zu erreichen, wie sie in einer Robinson-Wirtschaft vorliegt. Wir können hier nicht auf die verschiedenen Formen



Nahrungsmittel verwahrte Robinson in gebrannten Krügen. Aus: „Robinson Crusoe", S. Mohn Verlag, Gütersloh 1958.

dern die Tendenz zur Zusammenarbeit. Der Unternehmer, das heißt jene Menschen, die das Unternehmen führen, werden wieder frei, in gewissem Sinne ähnlich wie Robinson. Die Behauptung Hayeks, es sei gleichgültig, ob Menschen oder Teufel die Entscheidung in der Wirtschaft treffen, sie seien ja alle in gleicher Weise der Marktmechanik unterworfen, ist sehr

Zum Schutz und Nutzen umgab sich Robinson mit Tieren. Aus: „Robinson Crusoe", Esslin Verlag, Reutlingen 1959.



fragwürdig. Im Gegenteil, ist doch Wirtschaftsethik mehr als je entscheidend. — So hat die Robinson-Wirtschaft auch der modernen gesellschaftlichen Wirtschaft so manches zu sagen. Robinson freilich entschied nur für sich; der Unternehmer von heute entscheidet für viele, soll gewissermaßen Verwalter des Unternehmens im Dienste der Gesamtheit sein.



Mit einem Floß brachte Robinson Vorräte vom Wrack auf die einsame Insel. Aus: „Robinson Crusoe", Esslin Verlag, Reutlingen 1959.



Frische Beeren und Früchte fand Robinson überall an seinen Wegen. Aus: „Robinson Crusoe", Esslin Verlag, Reutlingen 1959.

duktion steigern, um mehr Güter zu haben, oder er kann sich mehr Muße gönnen, um die geringe Zahl der Güter besser zu genießen. Er kann ferner das Schwergewicht auf die Produktion von Investitionsgütern oder auf die Fertigung von Konsumgütern legen. Verglichen mit ihm ist der Unternehmer in freier Konkurrenz gebunden; die Marktautomatik schreibt ihm weithin auch das Ausmaß der Investitionen vor, zwingt ihn mitunter sogar zu Investitionen, die sich im long run ungünstig auswirken können. In zunehmendem Maße aber emanzipiert sich der Unternehmer vom Zwang der Konkurrenz.

Technische, organisatorische, finanzpolitische und kaufmännische Umstände för-

der Marktforschung und Marktwerbung eingehen. Aber an einem Beispiel sei hervorgehoben, wie durch Dienstleistung die Verbindung zwischen Produzent und Verbraucher ausgebaut werden kann. Verschiedene Unternehmen haben eigene Abteilungen errichtet, in denen neu entwickelte Erzeugnisse auf ihre Verwendbarkeit überprüft werden. Hier können auch die Kunden lernen, wie man zweckmäßig die verschiedenen Erzeugnisse zum eigenen Nutzen anwendet. Dadurch gewinnt der Kunde wertvolle Einsichten, das Unternehmen wird gleichzeitig über Wünsche und Bedarf einzelner Kunden und darüber hinaus verschiedener Branchen, unter Umständen sogar ganzer Länder, unterrichtet. Schon Robinson mußte aber auch zwischen langem und kurzem Wirtschaftszeitraum unterscheiden. Wenn er z. B. über die Verwendung seiner Vorräte an Konsumgütern entschied, dann dachte er in kurzem Zeitraum (short run); so etwa unmittelbar nach dem Schiffbruch, aus dem er einen Sack Zwieback und zwei Krüge mit Trinkwasser gerettet hatte.

Ihm stellte sich die Frage, wie die Vorräte zu verwenden seien, damit er ein Maximum an Bedarfsbefriedigung erreiche. Bei der erwähnten Herstellung des Fischerbootes geht Robinson von Überlegungen im langen Zeitraum (long run) aus. Auch bei der Unternehmensplanung handelt es sich um entsprechende Verbindung von short-run- und long-run-Maßnahmen. Dies gilt sowohl für das Gebiet der Finanz- als auch der Produktionspolitik. Ein Großunternehmen ist in der Lage, langfristige Investitionspläne aufzustellen und durchzuführen und so einen Beitrag zum Ausgleich der Schwankungen in der Wirtschaft zu leisten.

Damit kommen wir zu einer wichtigen Aufgabe des modernen Unternehmens, nämlich seine Elastizität zu sichern. Auch für Robinson bestand dieses Problem, vor allem vom technischen Standpunkt aus. Auch er konnte sich nicht auf eine einzige Produktion, sei es auf dem Gebiete der Landwirtschaft oder der handwerklichen Tätigkeit, verlassen. Er mußte immer damit rechnen, daß die eine oder andere Gütererzeugung ausfiel. Das Problem für den modernen Unternehmer ist ein wirtschaftliches, nämlich sich den Schwankungen des Marktes entsprechend anzupassen. Die sogenannte Diversifikation ist eines der wichtigsten Mittel, dieses Ziel zu erreichen: Es wird eine Reihe von Produkten, jedes in möglichst rationeller Weise, hergestellt. Kann eines keinen Absatz finden, so ist doch durch Absatzfähigkeit der anderen die Beschäftigung sichergestellt und damit die Elastizität eines Unternehmens gewährleistet.

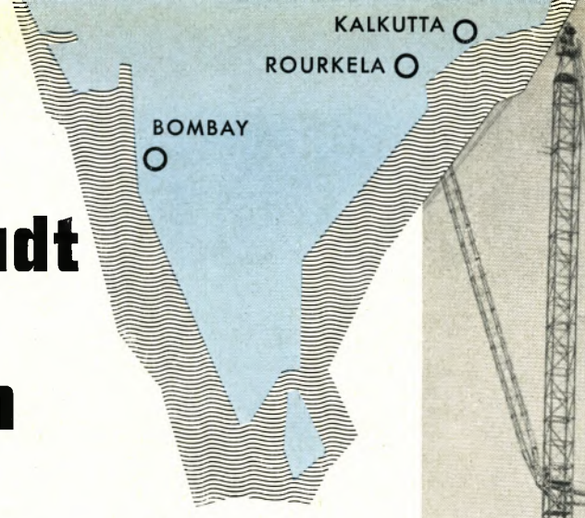
Robinson ist in seinen Entscheidungen fast völlig frei. Er kann zum Beispiel die Pro-



Brennholz gab es in Hülle und Fülle auf dem einsamen Eiland. Aus: „Robinson Crusoe", S. Mohn Verlag, Gütersloh 1958.

Wissenschaftliche Comic-Archives

Rourkela - Industriestadt von morgen im fernen Indien





Eine nicht geringe Anzahl von Kollegen hat die Mitarbeiter der Eisenhütte II beneidet, die für die Zeit von Januar bis Juni 1959 nach Rourkela reisen durften, um dort den ersten von der GHH Sterkrade für ein werdendes indisches Hüttenwerk errichteten Hochofen in Betrieb zu setzen und im Anfang zu überwachen. Indien, dachten sie und wären zu gerne mit Betriebsleiter Dipl.-Ing. Heinrich Rosenbaum, Meister Otto Hennig und den Schmelzern Erich Fastrich, Helmut Heiligers, Werner Jessa und Erwin Klaproth nach Rourkela gestartet. Aber diese Männer waren nicht zu beneiden, denn sie hatten in Indien keine leichte Aufgabe zu lösen. Die Umstände, unter denen der erste Rourkela-Hochofen angeblasen wurde, waren gänzlich andere als kürzlich bei unserem Ofen A. Übrigens ist das fast schon ein Jahr her, aber wir haben den Bericht aufgehoben, weil uns die Weihnachtsausgabe dafür besonders geeignet erschien. Also am 24. Januar 1959 — pünktlich um 17.10 Uhr — als nach Meinung des allerhand kultischem Brauchtum verschriebenen Inders die Konstellation der Sterne günstig war, durfte das Feuer im Ofen entzündet werden. Die Männer aus Deutschland meinten, daß hier kein gewöhnlicher Hochofen unter Feuer gesetzt wurde, sondern ein „politischer Hochofen". Diesen Ausdruck haben GHH-Monteure geprägt, weil sich Russen und Deutsche, die beide ein Stahlwerk in Indien errichten, in ein Wettrennen um den früheren Inbetriebsetzungstermin gedrängt haben. Bekanntlich haben die deutschen Montagefirmen um Nasenlänge gewonnen; elf Tage später bliesen in Bhilai auch die Russen ihren ersten Hochofen an. Indien — bei diesem Namen denken wir spontan an dichten Dschungel, durch den der Tiger schleicht, an ein Land voller Geheimnisse, an die Paläste der Maharadschas, an die Schilderungen von Louis Bromfield oder Pearl S. Buck. Aber ist das noch Indien? Unsere Mitarbeiter, die fast ein halbes Jahr in Rourkela verbrachten, haben das Land der 400 Millionen Inder im Süden des Himalayas anders kennengelernt, so wie es im folgenden Bericht am Beispiel Rourkelas geschildert wird.

Rourkela — 10000 Kilometer entfernt von Oberhausen in einer anderen Welt — war vor ein paar Jahren selbst kaum den Indern ein Begriff, es sei denn, sie hatten auf der Fahrt von Kalkutta quer durch den Halbkontinent nach Bombay nach etwa 400 Kilometer Eisenbahnfahrt zufällig das Stationsschild mit diesem Namen gelesen. Heute ist Rourkela für die Entwicklungsländer schlechthin zum Inbegriff des technischen Aufschwungs geworden. Hier vollzieht sich gegenwärtig eine Umwandlung, die für viele tausend bisher in bitterer Armut lebenden Menschen mehr Brot und menschenwürdiges Dasein bedeuten wird.

Die ersten, die diese Umwandlung einleiteten, kamen nicht mit der Eisenbahn, sondern mit dem Flugzeug. Sie blickten von oben herab auf eine eintönige, trostlose Landschaft, um eine Stelle zu finden, die annähernd für die Errichtung eines gemischten Hüttenwerkes geeignet schien. Zwischen zwei nebeneinanderliegenden Hügelketten dehnte sich ein baumloses Tal aus. Hier landeten sie und begannen, dem Boden Proben zu entnehmen, stellten Untersuchungen an über die Entfernungen zum nächsten Eisenerzlager — einem der größten der Welt übrigens — zum nächsten Kohlenrevier und zum unweit vorbeifließenden Fluß.

Kühn waren die Berechnungen der Männer, kühn auch ihre Vermessungen der territorialen geologischen Gegebenheiten, die sie dann allesamt indischen Regierungsstellen unterbreiteten; und diese vertrauten den Planern aus Deutschland. Sicher war man richtig beraten, denn...

...heute ist Rourkela nicht nur in der Phantasie, sondern wahrhaftig zu einem kleinen Ruhrgebiet unter indischer Sonne herangewachsen. Aber wie war der Anfang? Rourkela bestand, bevor 1955 die ersten Monteure einer deutschen Arbeitsgemeinschaft in die Hände spuckten, aus nichts weiter als aus einem gottverlassenen schmutzigen Haufen Lehmhütten, in denen unglaublich arme und von unzähligen Krankheiten heimgesuchte kinderreiche Familien hausten, bis dann die indische Regierung das Zwei-Milliarden-Mark-Projekt ausschrieb und schließlich eine deutsche Firmengruppe mit der Durchführung betraute.

Die ersten Monteure, die nach zwölf Bahnstunden, von Kalkutta kommend, den Fuß in den weglosen Lehm von Rourkela setzten, sie hätten eigentlich verzweifeln müssen. Was sollten sie hier, wo noch keine einzige Maschine zu sehen war, wo nur eine Unmenge elender und hungriger Menschen umherstand? Und diese Menschen waren es, die zunächst die Arbeit der Maschinen zu übernehmen hatten. Man fühlte sich an einen Film erinnert, der zeigte, wie vor einigen tausend Jahren Pharaonengräber am Nil errichtet wurden. Fast hätte man meinen können, daß hier die Außenaufnahmen zu einem solchen Streifen gedreht würden:

Kuli reiht sich an Kuli, jeder trägt einen Korb voll Erde oder drei Steine, eine Schaufel voll Zement oder Sand, ein langes Brett oder ein Paket Nägel oder Schraubenbolzen auf dem Kopf. 30000 Kulis — Mann und Frau, jung und alt — verrichteten tagaus, tagein diese für unsere Verhältnisse unmögliche „Kopfarbeit". Mit den Händen kratzten sie Erde oder Sand in die Körbe, hoben sie mit Eleganz auf die Köpfe und schritten ge-



◀ **Aus einer lehmigen Morastlandschaft wachsen in Rourkela — dem Ruhrgebiet Indiens — die Werksanlagen empor. Den ersten Hochofen (oben) haben Hochöfner von EO II zu Anfang dieses Jahres unter größten Schwierigkeiten angeblasen.**

ThyssenKrupp Corporate Archives



Jede Tonne Baumaterial geht von Deutschland per Schiff nach Kalkutta (Bild) und dann per Bahn nach Rourkela.

mächlich davon, die Last graziös auf dem Kopf wiegend.

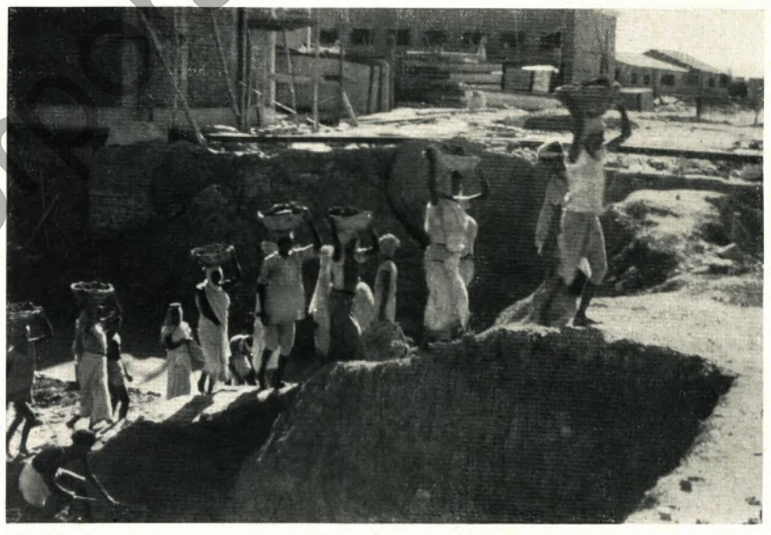
Das also sind die „Maschinen", die die deutschen Ingenieure und Monteure vorfanden. Die Frauen, Ayas genannt, sind von zierlicher Statur. Angeblich sind sie fleißiger als die Männer und — stolzer. Selbst bei der Arbeit legen sie ihren blechernen Schmuck an den Armgelenken und Nasenflügeln nie ab. In ihren bunten Baumwollsaris wirken sie trotz ihrer lehmverschmierten Spreizfüße wie in eine unwirtliche Welt versetzte Tempeltänzerinnen; ihre Formen verstehen sie trotz ihrer faltenreichen Gewänder zu betonen. Manchmal beginnen die Kulis einen kaum vernehmbaren Gesang, der über ihren Kolonnen schwebt und aus dem ihre Zuversicht herauszuhören ist.

Denn hier wirken sie mit an ihrer und ihres Landes Zukunft. Hier in Rourkela beginnt für Indien, das bereits im 4. Jahrtausend vor Christi eine unvergleichlich hohe Kultur entwickelt hatte, eine neue Epoche. Bharat — wie Indien sich selbst nennt — hat unvorstellbare Reichtümer an fruchtbarem Land und kaum angerührten Bodenschätzen; aus ihnen will der Staat nach genau festgelegten Plänen das Kapital schlagen, das seine 400 Millionen Einwohner endlich auf der Treppe des Lebensstandards um einige Stufen hinaufführen soll. In einem Fünfjahresplan ist auch der Bau des Hüttenwerkes Rourkela vorgesehen. Außerdem entsteht im indischen Bundesstaat Orissa ein Hüttenwerk in Bhilai, das ausschließlich mit sowjetischer Hilfe gebaut wird und bereits die Herstellung von Eisenbahn- und Baumaterial aufgenommen hat. Ein drittes Hüttenwerk wird in Durgapur errichtet, zu dem britische Industriekreise Starthilfe leisten. Die Arbeitsgemeinschaft in Rourkela setzt sich aus 30 deutschen und östereichischen Firmen zusammen, wobei die GHH Sterkrade die Errichtung der Hochöfen übernommen hat.

Die Hütte Rourkela, 400 Kilometer westlich von Kalkutta, wuchs nach und nach aus dem Nichts der ehemaligen Dschungellandschaft empor. Zuerst nahm eine Kokerei die Erzeugung auf — im Frühjahr dieses Jahres —, ehe dem ersten von der GHH errichteten und von Hochöfnern unserer Eisenhütte angeblasenen Hochofen das flüssige Eisen entströmte. Der zweite Hochofen beginnt im Frühjahr nächsten Jahres mit der Produktion. Insgesamt baut die GHH drei Hochöfen in Rourkela, zu denen jeweils drei Winderhitzer gehören. Aber schon heute bestimmt die Hochofenkulisse in Rourkela das Bild des entstehenden Werkes, das etwa zu 60 Prozent fertiggestellt ist.



So wie diese indische Familie kommen täglich ungezählte hoffnungsvolle Menschen nach Rourkela, um für Pfennige zu arbeiten.



Für den Bau der Werksanlagen wurden fünf Millionen Kubikmeter Erde bewegt. Es ist für uns in Europa geradezu unvorstellbar, daß diese Arbeit von 30000 Kulis — Männer und Frauen — in reiner „Kopfarbeit" bewerkstelligt wurde. Bild: Erdarbeiten für das Hochofenfundament.



Die Kuh ist in Indien ein Heiligtum und niemand getraut sich ein solches Tier selbst von der Baustelle zu vertreiben.

Das Werksgelände, auf dem ständig ein buntes Gewimmel von Tausenden von Menschen herrscht, ist noch immer ein weg- und pfadloses Ackerfeld, über das sich die gigantischen Industrieanlagen mit ihren Gerüsten, Winderhitzern, Gasometern, Schornsteinen und Hallen auftürmen. Kilometerweit sieht das Auge nichts anderes als ein werdendes Ruhrgebiet in Kleinausführung. Alles ist weiträumig angelegt. Es ist „Luft" gelassen für weite Plätze und für breite Straßen. Schon ragen Betonbrücken hoch empor und warten auf die Dammanschlüsse, schon entstehen die Unterbauten für die Schienenstränge. 21 Kilometer Straßen und 110 Kilometer Gleiswege werden schon bald die einzelnen Werksteile miteinander verbinden.

Das Werk konnte so großzügig geplant und angelegt werden, wie es in den dichtbesiedelten europäischen Industriezentren wohl kaum noch möglich sein wird. Während bei uns Neuprojektierungen und Umbauten meist auf engstem Raum durchgeführt werden müssen, schöpft man in Rourkela aus dem Vollen. Es ist Gelände ebenso im Überfluß vorhanden, wie die billige Arbeitskraft der Kulis.

10000 Kilometer trennen uns von Rourkela, und wenn auch von indischer Seite alles Erdenkliche getan worden ist, um die Aufbauarbeiten reibungslos vonstatten gehen zu lassen, so bringt doch diese Entfernung für alle Montagefirmen bedeutende Schwierigkeiten mit sich. Jeder Schraubenbolzen mußte schließlich nach Indien gebracht werden. Allein die GHH verschiffte bisher an die 40000 Tonnen Maschinen- und Stahlbauteile nach Kalkutta, von wo aus auf der einspurigen Bahn das Material weiter nach Rourkela transportiert wurde. Alle Firmen zusammen brachten bisher rund 500000 Tonnen Stahl und andere Bauelemente nach Rourkela. Pausenlos werden auf den neuen Verladerampen Güterwagen entladen. Mit fieberhafter Eile wurde auch der Ausbau der Bahnlinie vorangetrieben, und kürzlich konnte das zweite Gleis dem Verkehr übergeben werden. Seitdem sind die Transportprobleme eigentlich nicht mehr so schwerwiegend, da sich die Züge nunmehr ungehindert begegnen können.

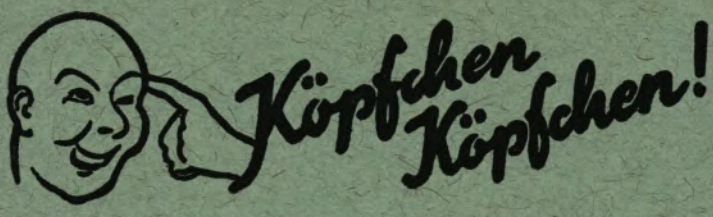
Auch die GHH hat mit diesen Schwierigkeiten fertig werden müssen. Die beiden ersten Hochöfen mit ihren sämtlichen Nebenanlagen sind der Beweis dafür. Jeder Ofen wird bei Ausnutzung seiner vollen Leistung täglich 1000 Tonnen Roheisen produzieren. Die Gesamtanlage ist nach den modernsten Gesichtspunkten erstellt und daher weitgehend automatisiert. So kann z. B. ein einziger Mann den Schrägaufzug bedienen. Die Beschickung wird automatisch nach einem vorher festgelegten Programm gesteuert.

Das Eisen fließt in Pfannen und wird entweder zum Stahlwerk oder zu den Masselgießmaschinen gefahren. Die Masselgießmaschinenanlage wurde ebenfalls von der GHH erbaut. Hierher gelangt das Roheisen in 80-Tonnen-Pfannen, die von einem Spezialkran in den schwenkbaren Kippstuhl gesetzt und gekippt werden.

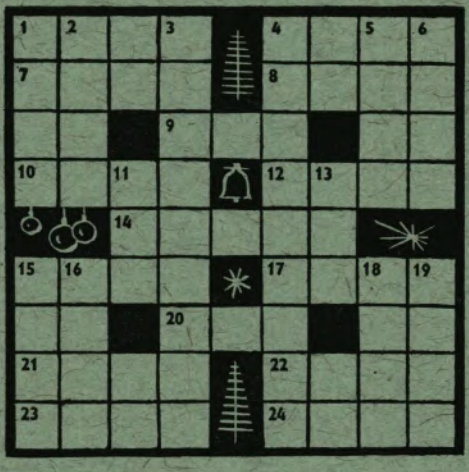
Durch eine Doppelgießrinne fließt das Roheisen in die Masselformen der Gießmaschine. In 760 solcher Formen, die jeweils 50 Kilogramm Roheisen aufnehmen, entstehen heute täglich rund 800 Tonnen Masseln. Sie werden über Bänder und Rutschen direkt in Eisenbahnwagen befördert. Wenn erst das Blasstahlwerk in Rourkela fertiggestellt ist, wird das gesamte Eisen an Ort und Stelle zu Stahl verarbeitet.

Auf der Baustelle der GHH arbeiten über 100 deutsche Monteure mit rund 400 indischen Arbeitern zusammen. Sowohl die einen als auch die andern — wenn man auch annehmen sollte, daß die einheimischen Arbeitskräfte daran gewöhnt sind — haben unter den klimatischen Verhältnissen sehr zu leiden. Bei einem Luftfeuchtigkeitsgehalt von durchweg 90 Prozent während der Monsunzeit herrscht im allgemeinen eine Temperatur von 35 bis 40 Grad. Jede größere körperliche Anstrengung ist mit einem Schweißausbruch verbunden. Die schwüle Hitze läßt auch

thyssenkrupp Corporate Archives



KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. deutsche Münzeinheit, 4. Strick, 7. Frauenname, 8. Wasserpflanze, 9. europäische Hauptstadt, 10. Abfluß des Ladoga-Sees, 12. Festsaal, 14. der erste Reichspräsident nach dem ersten Weltkrieg, 15. Gewand indischer Frauen, 17. rumänischer Name der Stadt Jassy, 20. Bedrängnis, Elend, 21. Singstück, 22. unbestimmter Artikel, 23. ostfriesische Stadt, 24. altgermanisches Schriftzeichen.

Senkrecht: 1. Nebenfluß des Rheins, 2. Wasserpflanze, 3. Schußwaffe, 4. biblische Gestalt, 5. Stacheltier, 6. Geliebte des Zeus, 11. Fragewort, 13. Stifterfigur im Naumburger Dom, 15. großer Raum, 16. Fluß in der Schweiz, 18. Almhirt, 19. Gedanke, Einfall.

SPRUCH GESUCHT

Setzen Sie an Stelle der Striche Buchstaben, so daß ein Spruch lesbar wird!

—n b—s—r G—s—ll— f—hrt d—n —nd—rn z—r H—ll—.

DREIERGRUPPEN

Aus nachstehenden Buchstaben läßt sich ein Sprichwort zusammensetzen: ach — bei — auf — cht — den — der dni — ear — ein — ger — tea — tun — ufd — uhr — zei.

SCHACH-PROBLEM

Weiß am Zuge gewinnt



Kontrollstellung: *Weiß:* Kh4, Lb4, Bg7 (3 Figuren); *Schwarz:* Kc1, Td1, Bf5 (3 Figuren).

thyssenkrupp Corporate Archives

Frohe Weihnachten

Nun machet eure Herzen frei
Von allen Alltagssorgen,
Denn bald verkünden Glocken laut
Den heil'gen Weihnachtsmorgen.

Vergesset einmal alles Leid
Und jeden bitt'ren Hader.
Wir wissen, so nur bleibt es heil
Und mancher Weg wird grader.

Die Welt ist kummervoll genug,
Drum wollen wir uns schenken
Ein frohes Herz, ein liebes Wort
Und inniges Gedenken.

Zum Tage, wo zu Bethlehem
Ein Kind die Welt erblickte,
Das immer wieder wundervoll
Die Menschen froh beglückte.

All unser Dasein, unser Tun
Sei diesem Kind gegeben,
Denn stetig werden spüren wir
Den rechten Weihnachtssegen.

A. Hickmann, Sozialbetriebe

Friede sei im Erdenland

Wieder läuten frohe Glocken
Das schönste aller Feste ein,
Wieder weben weiße Flocken
Der Erde stilles Winterkleid.

Jubelnd hört man Kinder singen
Durch die stille klare Nacht.
Silbern leise Glöckchen klingen
In des Waldes Winterpracht.

Christfest ist, ihr lieben Leute,
Christfest für uns Menschen all,
Denn geboren ist uns heute,
Christkindlein in Bethlehems Stall.

Zu dem Kindlein laßt uns eilen
Wie einst der Hirten frohe Schar.
Ehr und Dank wir ihm erzeigen,
Und ihm bringen Opfer dar.

Mit den Englein laßt uns singen,
Wie einst auf Ägyptens Flur.
Friede will's den Menschen bringen,
Doch die guten Willens nur.

Christnachtzauber dringet heute
In Palast und Hütte ein,
Der Elfenschar, wie sie sich freute,
Schmückten Tannenbäumchen klein.

Und vom Himmel steigt hernieder
Der Friedensengel rein und mild.
Heller Schein von ihm strahlt wider,
Hört, was er euch sagen will.

Auf ihr Menschen, heut am Tage
Leget an ein Festgewand.
Stille sein soll eure Klage,
Friede sei im Erdenland.

August Mohr, Eisenhütte

thyssenkrupp Corporate Archives

RÄTSEL-AUFLÖSUNG

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Mark, 4. Seil, 7. Alma, 8. Alge, 9. Rom, 10. Newa, 12. Aula, 14. Ebert, 15. Sari, 17. Iasi, 20. Not, 21. Arie, 22. eine, 23. Leer, 24. Rune. — Senkrecht: 1. Main, 2. Alge, 3. Karabiner, 4. Samariter, 5. Igel, 6. Leda, 11. wer, 13. Uta, 15. Saal, 16. Aare, 18. Senn, 19. Idee.

Spruch gesucht: Ein böser Geselle führt den andern zur Hölle.

Dreiergruppen: Achte auf deine Arbeit und nicht auf den Zeiger der Uhr!

Schach-Problem: 1. Ld6!! (Sofort 1. g8D scheitert an Tg1† nebst Tg1†.) 1. ... Th1† (falls 1. ... Tg1, so ist Schwarz nach der Antwort 2. Lg3 doch zu Th1† gezwungen.) 2. Lh2!! Th2:† 3. Kg3 Th1 4. Kf2!! (Nicht aber 4. Kg2?, wegen der Antwort Th4! 5. g8D Tg4† 6. Dg4: fg4: remis.) 4. ... Th2† 5. Kf3! Th3† 6. Kf4 Th4† 7. Kf5: Th5† 8. Kf4! (Wenig Zweck hätte 8. Kf6 wegen Th6† und der König müßte doch zurück: 9 Kf7? Th7 remis.) 8. ... Th4† 9. Kf3 Th3† 10. Kg2 und die Bauernumwandlung ist nicht mehr aufzuhalten. 1. ... Td4† 2. Kh1! Tg4 3. Lf4†! Kc2 4. Lg5! und gewinnt.

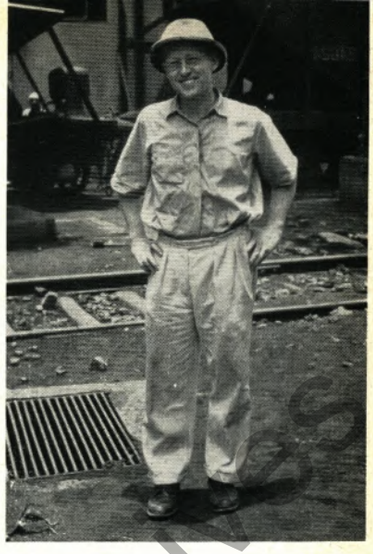
nicht zu, daß während der Mittagsstunden gearbeitet wird. Die Arbeitszeit beträgt 48 Stunden in der Woche, täglich beginnt sie um 7 Uhr und endet um 18 Uhr.

Durst wird in Rourkela groß geschrieben; obschon man alles tut, um ihn zu stillen, wird man ihn nie los. Aber jeden Schluck, den man trinkt, bezahlt man mit neuen Schweißausbrüchen. Viele Männer, die in Deutschland nach eingehenden Untersuchungen für absolut tropentauglich erklärt worden sind, waren trotzdem dem Treibhausklima von Rourkela nicht über einen längeren Zeitraum gewachsen und mußten nach Deutschland zurückkehren.

Wie sieht es nun mit dem Verhältnis zwischen den Montagearbeitern der deutschen Firmen und den Indern aus? Zunächst einmal ist der Unterschied der Sprachen schier unüberwindlich. Die indischen Techniker, die in Rourkela eingesetzt sind, haben größtenteils ihre Ausbildung in Europa erhalten und sprechen — wenn nicht sogar Deutsch — doch zumindest Englisch, was auch in den indischen Schulen als zweite Sprache gelehrt



Es war ein erwartungsvoller großer Augenblick, als der indische Staatspräsident Prasad das Ventil einer Sauerstoffflasche öffnete, um das Abstichloch aufzubrennen. Männer unserer Eisenhütte brachten im fernen Indien unter dem Jubel von Tausenden das erste Eisen zum Fließen.



Alte Bekannte trafen sich in Indien: Heinrich Rosenbaum begegnete „Pitter" Harnickell, einem früheren Assistenten von EO.



Es ist geschafft! — Heinrich Rosenbaum (rechts) und Meister Otto Hennig vor dem soeben angestochenen ersten Rourkela-Ofen.

wird. Mit ihnen ist das Auskommen ganz gut. Bei den Kulis sieht die Sache aber entschieden anders aus. Man muß berücksichtigen, daß sie mit Sammelbeuteln und mit Pfeil und Bogen durch den Dschungel gezogen sind oder auf den Reisfeldern gearbeitet haben, ehe sie auf die Bauplätze gerufen wurden. Sie haben meist noch nie einen Schraubenschlüssel in der Hand gehabt und sollen nun plötzlich damit umgehen können. Wie Traversen und Träger ins rechte Lot gebracht werden, haben sie nie gesehen, nun aber sollen sie auf einmal Hand mit anlegen. Da ist es kein Wunder, daß den Monteuren manchmal der Kragen platzt. Niemand wird das ernst nehmen.

Die deutschen Männer in Rourkela, die „Fitter", sind hierhergekommen, um hart und fleißig zu arbeiten, um harte D-Mark



Die indischen Arbeiter sind bescheiden in ihren Ansprüchen. Eine heiße Schale Tee ersetzt ihnen nur zu oft die tägliche Mahlzeit.

Zur Einweihung des ersten Hochofens hatten sich die Menschen auf dem Hüttengelände zu Tausenden eingefunden. ▶

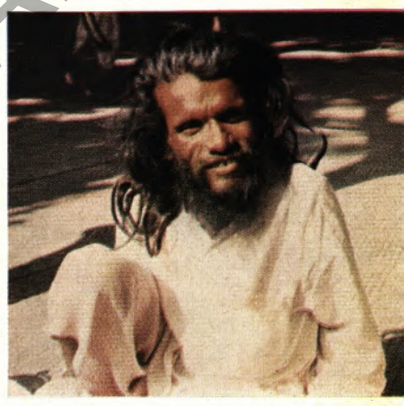
zu verdienen, daran läßt sich nicht herumdeuteln. Sie wissen auch, daß hier alles anders ist als zu Hause. Aber sie kennen keinen Standesdünkel gegenüber den Kulis, die bekanntlich nach indischem Herkommen minderwertige kastenlose Menschen sind. Die Fitter heben den Schlüssel, der ihnen aus der Hand geglitten ist, selbst wieder vom Boden auf. Da machen sie kein Aufhebens von, wie es ihre geschulten indischen Kollegen tun, die warten nämlich solange, bis ein Kuli sich für sie bückt. Die Deutschen kennen auch keinen Rassenstolz, in der Pause trinken sie zusammen mit den Indern ihren Tee. Was macht das schon? Die Beziehungen sind im großen und ganzen von Menschlichkeit getragen, oft voller Mitleid gegenüber Menschen, die ein erbärmliches Leben führen und nur so dahinvegetieren. Erzählt ein Mann vom Werkzeugdepot: „Neulich pennten drei Kulis bei mir auf der Waage. Da bin ich rangeschlichen und habe die Waage eingestellt. Wissen Sie, was die zusammen gewogen haben? — 220 Pfund!"

Nach Feierabend hört der Kontakt zwischen Einheimischen und Fremden gänzlich auf. Das mag in erster Linie an der Sprache liegen, aber auch daran, daß kein Europäer in die schmutzigen Lehmhütten und Erdlöcher einkehren möchte, die Inder wiederum zu scheu sind, sich in die Gefilde der Monteure zu wagen. Niemand stört sich nach 18 Uhr noch aneinander. Die Kulis und Kulifrauen verschwinden irgendwo in der Umgebung. Keiner fragt danach, wo sie schlafen und was sie essen. Sie tauchen frohgelaunt und arbeitswillig am Morgen wieder auf.

Für die deutschen Monteure stehen freundliche Bungalows zur Verfügung. Im Anfang waren es allerdings auch nur Zelte. Für Europäer ist es beileibe nicht leicht, mit der Langeweile fertig zu werden. Schließlich ist der Skat auf die Dauer auch keine Erlösung. Ebensowenig wie das für die Ingenieure und Monteure erbaute Schwimmbecken, wenngleich hiervon auch reger Gebrauch gemacht wird. Ein paar Filme werden hin und wieder gezeigt, aber damit sind auch schon alle Vergnügungen aufgezählt.

In Rourkela leben 1200 Deutsche — die größte geschlossene deutsche Siedlung in Asien — einige haben ihre Familien sogar mit den Kindern nachkommen lassen. Deshalb gibt es sogar eine bescheidene deutsche Schule, in der ein Lehrerpaar unterrichtet. Für die Kranken wird bestens gesorgt. Die beteiligten deutschen Firmen haben in Rourkela ein Krankenhaus eingerichtet, wie es in Deutschland nicht besser sein könnte.

Unter den Ingenieuren sind Kontakte zwischen Indern und Deutschen wiederum nicht so selten. Es werden hin und wieder kleine Parties gegeben; bei solchen Gelegenheiten kommt man sich näher und muß überrascht feststellen, wie gast-



Die Not ist überall schreiend groß, mit einem freigebigen Herzen ist man in Rourkela im Augenblick arm. Bild: Ein Bettelmönch.

freundlich die Inder sind. Die Gebildeten unter ihnen haben europäische Manieren und Gewohnheiten angenommen und kleiden sich auch entsprechend. Der Grundstein zu manch dauerhafter Freundschaft über Meere und Kontinente hinweg ist hier gelegt worden.



thyssenkrupp Corporate Archives



Die Bewohner von Rourkela gehören zu den Adiwassis, die in einer von guten und bösen Dämonen regierten Vorstellungswelt leben.

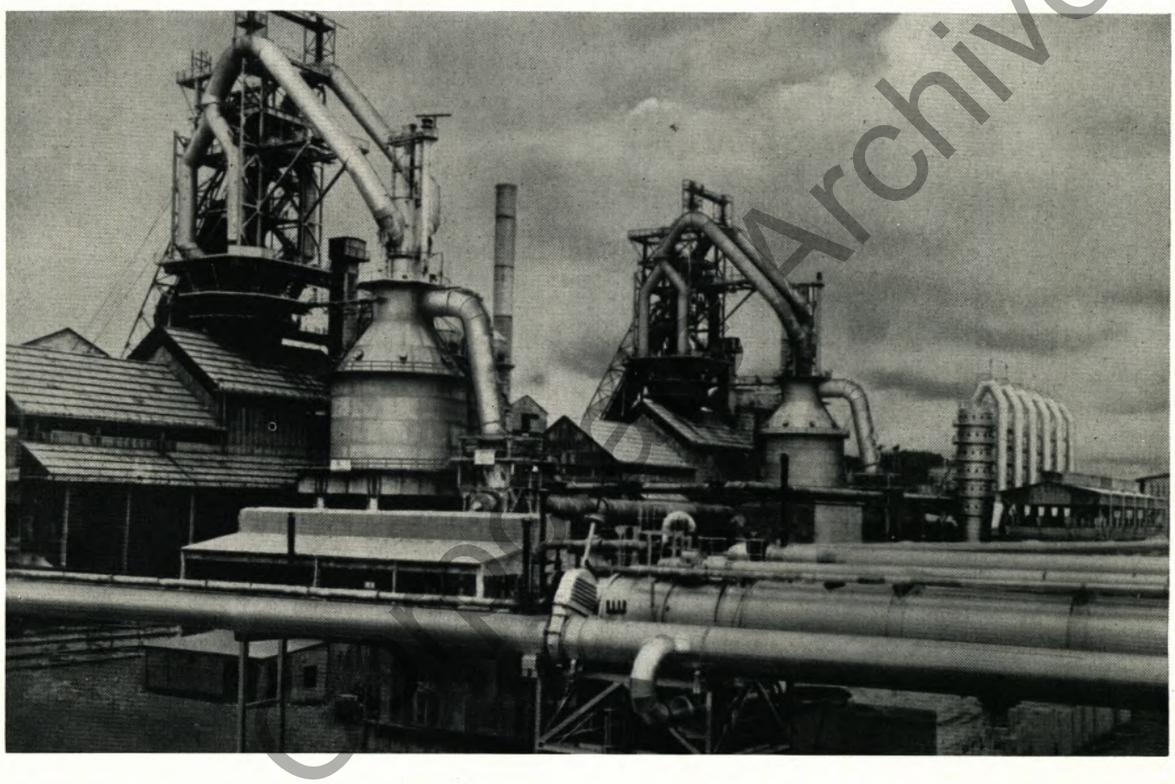
Rourkela war vor vier Jahren noch ein jämmerlicher Lehmhüttenhaufen. In wenigen Jahren sind 30000 Menschen hierhergezogen, um von dem verheißungsvollen großen Kuchen, der hier gebacken wird, einen Krümel abzubekommen. Es ist damit zu rechnen, daß 100000 in Rourkela wohnen werden, wenn die gesamten Anlagen fertiggestellt sind. Denn neben dem Hüttenwerk werden bald auch Mittel- und Kleinbetriebe hier angesiedelt.

Wer die indische Wirklichkeit sehen will, erlebt sie in Kalkutta, eine Stadt, die den in Rourkela tätigen Europäern ewig im Gedächtnis bleiben wird. Kalkutta ist eine Stadt, die förmlich aus den Nähten geplatzt ist, in den letzten Jahren wuchs die Einwohnerzahl von dreieinhalb auf über sechs Millionen Menschen. Hunderttausende haben kein Obdach, nicht einmal eine Hütte. Sie schlafen auf dem Pflaster der Straße. Bettelnde Hände strecken sich dem Europäer in Kalkutta überall entgegen. Halbverhungerte Kinder, Krüppel und Aussätzige drängen sich um die weißen „Sahibs" und schreien und betteln um ein paar Pfennige. Die Straßen Kalkuttas sind ein unbeschreibliches Durcheinander von Großstadtverkehr, heiligen Kühen, Schläfern, Wanderpriestern, Bettlern, Schmutz und greller Kinoreklame. Nirgendwo zeigt sich das Elend so nackt wie in dieser Stadt.

In Rourkela bricht Indiens neue Zeit an. Sieben Kilometer vom Werk entfernt entsteht eine großzügig angelegte Wohnstadt mit Hunderten von Bungalows und einigen Hochhäusern. Eine breite Straße führt zum Werk, das zwar von Deutschen gebaut wird, aber dessen Leitung von Anfang an bei den Indern liegt, nämlich in den Händen des Direktors Ganapati. Noch hat jeder Deutsche einen Inder stets an seiner Seite, um ihn auf die späteren Aufgaben vorzubereiten, noch steht der Schüler immer hinter seinem Lehrer, aber die Inder sind lernbegierig und bestrebt, sich die Technik dienlich zu machen.

Anlagen, die an der Ruhr aus sich heraus in Jahrhunderten gewachsen sind, hier in Rourkela werden sie in eine Zeit gepflanzt, die um Jahrhunderte hinter der unsrigen zurückgeblieben ist. Aber Indien will mit all den damit verbundenen Problemen fertig werden. In Rourkela werden zur festgesetzten Zeit — genau wie in Durgapur und Bhilai — eine Million Tonnen Stahl pro Jahr produziert. Viele tausend Menschen werden dadurch von der Stufe der Armseligkeit in ein gesundes und ausreichendes Auskommen versetzt.

Männer aus Oberhausen, Männer von uns haben dabei geholfen.



Im Herbst dieses Jahres wurde der zweite der drei von der GHH in Rourkela geplanten Hochöfen fertiggestellt.

Alle Jahre wieder . . .

Es geht mal wieder auf Weihnachten zu, und das ist die einzige Zeit im Jahr, wo mir alle Männer über zwanzig ein bißchen leid tun, weil sie unterm Lichterbaum meist zu kurz kommen. Natürlich ist auch bei den Frauen nicht alles Gold, was an Geschenken glänzt: Sie liebäugeln 11 Monate lang mit schönen und überflüssigen Dingen, aber sie bekommen aus unerklärlichen Gründen — je nach Vermögenslage — entweder einen Satz Kochlöffel (damit rühren sie die Familiensuppe um) oder ein neues Bügeleisen (damit bringen sie die Hemden ihres Familienvorstandes auf Glanz) oder einen Staubsauger (damit entfernen sie den Dreck der ganzen lieben Familie). Daß eine Frau es fertigbringt, solche Geschenke mit gerührtem Dankeslächeln entgegenzunehmen, das, meine Freunde, ist wohl das einzige noch ungelöste Rätsel der weiblichen Seele.

Aber dieses Problem ist noch harmlos gegenüber den Schlägen, die die Männer am Weihnachtsabend durchzustehen haben! Sie sind nun mal vor ein paar tausend Jahren zum starken Geschlecht ernannt worden und haben versäumt, Einspruch zu erheben. Jetzt ist es natürlich zu spät, und zur Strafe müssen sie heute noch stark, tüchtig und weise sein. Dabei hegen von 1000 knapp gerechnet 997 den stillen Wunsch im Herzen, nach Feierabend mit irgendwas zu spielen, was fährt, fliegt oder wenigstens rattert. Aber wer hat schon den Mut, sowas zuzugeben? Und so bekommen sie — alle Jahre wieder — 3 Aschenbecher, 4 Paar Manschettenknöpfe, 2 Feuerzeuge und dann nur Krawatten - Krawatten - Krawatten, wild gestreifte, blödsinnig getüpfelte, toll bedruckte. Sie schließen die Augen beim Geschenkempfang, fangen den Schlaganfall mit generationenlang geübter Würde ab und bedanken sich mit leichtverzerrtem Lächeln.

Liebe Ehefrau, teure Braut, treten Sie doch dem Teufel auf den Kopf und schenken Sie ihm — ich meine Ihrem Auserwählten — eine nette kleine Eisenbahn. Sagen Sie dazu, in Amerika hätte der Eisenbahnkönig einen grundlegenden Konstruktionsfehler bei allen Bahnen der Welt entdeckt und alle Männer aufgerufen zu suchen, wo der Fehler steckt. Er wird sich männlich-gefaßt bedanken; und wenn er sich abends mit seinem Geschenk zurückzieht, dann braucht er nicht zu murmeln: „Ich geh noch ein bißchen spielen", sondern er wird, ohne rot zu werden, sagen: „Ich muß mich doch jetzt endlich mal um die Neukonstruktion kümmern! Bitte sorg dafür, daß ich nicht gestört werde." Glauben Sie mir, die Idee macht sich bezahlt. Kein Fernsehprogramm, kein Varietébesuch wird Ihnen auch nur annähernd ein solches Vergnügen bereiten, wie ein einziger Blick durch das Schlüsselloch des Konstruktionsbüros!

Am leichtesten sind Kinder zu beschenken, sie tun ihre Wünsche in der Regel so deutlich und so oft kund, daß auch ein Schwerhöriger nachher keine Ausrede findet, er habe es nicht gewußt.

Wer aber einen Vierbeiner im Familienverband hat, der höre nicht auf moderne Tierpsychologen: Einem anständigen Hund gehört zu Weihnachten eine Wurst mit der Berechtigung, sie je nach Charakter in stundenlanger Arbeit oder mit einem Schnapper zu verschlingen. Und wenn sie sich im Kanal querstellt, das ist nur ein äußerliches Zeichen des vollendeten Genusses.

Doch auch an die stillen Helfer des Hauses sollte man jetzt denken. Da steht er auf dem Schreibtisch, der dreimal vermaledeite Quälgeist, der einen zwar manchmal mitten im Essen stört, aber dafür auch wieder stundenlange Wege und Irrwege bei jedem Wetter erspart. Meist ist er schwarz gestrichen, damit er, der Telefonapparat, von den vielen Lügen, die er zu hören kriegt, nicht rot wird. Wie wäre es, wenn Sie dem Telefonbuch eine neue Hülle über seine ausgefransten Kanten zukommen ließen? Etwa in abwaschbarer Plastik für Praktische, oder in Schweinsleder für Genießer? Sie sehen, es gibt noch allerhand Möglichkeiten zum Schenken . . .

Zum Schluß noch etwas für alle, die es angeht: Da war doch mal die dumme Geschichte mit dem Müller, und seitdem grüßen wir uns nicht mehr. Bereiten Sie bitte keine gerührte Weihnachtsansprache vor, sondern gehen Sie bei der nächsten Begegnung auf ihn zu und sagen: „Ich meine, es wäre Zeit, daß wir zwei alten Heuochsen uns wieder mal treffen!" — Keine Musik der Welt klingt so schön wie ein zweistimmiges Gelächter. Und die Kerzen brennen heller in diesem Jahr.

Grete Hafner

ThyssenKrupp Corporate Archives

Das Wichtelmännchen und die Tiere

Während in den Häusern die erste rote Kerze auf dem grünen Adventskranz brannte und die dicken Wachstropfen langsam auf die spitzen Nadeln tropfen, da hoppelte Eichhörnchen Putz aus seinem Nestchen, zitternd und frierend. Der Wind heulte und pfiff durch die Äste der hohen Tannen, die sich stolz in den verhangenen Himmel reckten, und seine tausend und abertausend Soldaten stießen mit vielen Lanzen Eichhörnchen Putz in das struppige rostbraune Winterfell. Und jedesmal, wenn ein Windstoß direkt auf das Eichhörnchen zukam, dann duckte es sich ganz fest an den Boden und versuchte der Kälte auszuweichen.

*

„Ich habe Hunger", sagte Putz zu der großen Tanne, die im Winter ihr bester Freund war; denn in dieser Zeit gab die „stolze Frau" — so sagten die anderen Tiere des Waldes zu ihr — Eichhörnchen Putz Schutz gegen die größte Schärfe des Windes. Aber die Tanne schwieg. Sie hatte mit sich selbst zu tun und ächzte und stöhnte unter der Last des Schnees, der auf ihr ruhte. „Ich muß jetzt sofort etwas zu essen bekommen, sonst verhungere ich", brummte Putz in sich hinein, mißmutig und frierend. Dabei hatte Putz gar nicht Obacht auf seine Umgebung gegeben; denn plötzlich sagte eine dem Eichhörnchen wohlbekannte Stimme laut und fröhlich: „Aber Putz, wer ist denn da gar so böse und mit sich selbst unzufrieden? So kenne ich dich ja gar nicht!"

„Ach du liebe Zeit! Das ist ja die Ente Klapperschnabel. Ja, wo kommst du denn jetzt her? Es ist doch schon spät, und in den Häusern sind die Lichter bereits angezündet!"

„Gerade deshalb bin ich einmal kurz aus meinem Versteck am Waldesweiher geschlüpft. Tagsüber kann ich mich doch überhaupt nicht sehen lassen. Jetzt kurz vor der Weihnachtszeit würden die Menschen mich fangen und in den Brattopf stecken. Nein, nein, das ist mir zu unsicher..."

„Ja, aber hast du denn gar keinen Hunger? Friert es dich nicht?" fragte das Eichhörnchen und schüttelte, trotz der Kälte, verwundert das Köpfchen. „Nein,



nein, laß uns erst einmal gehen. Ich weiß einen Weg, da finden wir Wärme und Schutz."

*

Ganz dunkel war es inzwischen geworden. Die beiden gingen schnell durch den finsteren Wald. Plötzlich steckte Putz sein Pfötchen vor und hielt die Ente Klapperschnabel zurück. „Du, siehst du das Licht da vorn? Das ist doch bei Dachsens, die gehen doch sonst immer so früh schlafen. Und besonders jetzt, wo die junge Frau Dachs drei kleine Dächslein zur Welt gebracht hat, hätte ich doch gedacht, daß sie eher zu Bett gingen!" Ganz leise tapsten die beiden an das winzige Häuslein der Dachse heran, sahen einen zarten Lichtschein durch die mit dünnen Blättern geschützten Fenster und hörten, wie Herr und Frau Dachs mit den größeren Kindern ein wunderschönes Adventslied sangen.

Vater Dachs begleitete die Familie auf einer selbstgebastelten Flöte aus Baumrinde. „Laß mich mal einen Blick durchs Fenster werfen", sagte die neugierige Ente Klapperschnabel.

„Ach, Klapperschnabel, sei doch nicht so neugierig", piepste Putz leise. „Wir wollen



dieses schöne Beisammensein nicht stören, laß sie allein. Sie sind glücklich. Wir wollen sehen, daß ich schnell etwas in den Magen bekomme!"

*

Gerade, als Eichhörnchen Putz und die Ente Klapperschnabel um die große Eiche wollten, die da etwas fremd in dem großen Tannenwald an der Lichtung vor dem Waldweiher stand, da duckte sich Klapperschnabel hinter einem großen Gebüsch und zog Putz schnell zu sich: „Da kommen Stutzi und Meister Lampe. Die will ich hier nicht treffen. Ich mag sie nicht mehr, seitdem sie mir bei unserem letzten Waldstammtisch einen fetten Bissen weggewettet haben..."

„Ach, du bist dumm, das Rehlein Stutzi ist mein Freund, und Meister Lampe macht gern mal einen derben Scherz. Laß mich nur machen. Ich werde schon mit ihnen fertig!"

Putz hoppelte hinter dem Gebüsch hervor, schnurstracks auf die beiden zu.

„Hallo, wo kommt ihr denn her?" rief Putz ihnen schon von weitem zu. „Habt ihr auch so einen schrecklichen Hunger wie ich?"

„Ach du meine Güte", riefen Lampe und Stuzi wie aus einem Mund, „das ist ja Eichhörnchen Putz. Ja, wir suchen auch etwas in den Magen zu bekommen, und frieren tun wir noch obendrein!"

„Moment mal, da kann ich helfen. Hallo, Klapperschnabel, komm' schnell einmal zu uns, wir brauchen dich." Verdutzt schauten die beiden anderen sich an. „Die Klapperschnabel mag uns doch gar nicht leiden!"

Brummig watschelte Klapperschnabel auf Putz, Stutzi und Meister Lampe zu: „Was gibt es denn, ich habe keine Zeit!"

Da flüsterte Putz der Klapperschnabel zu: „Du mußt jetzt so tun, als ob du an den Vorfall, bei dem du den kürzeren gezogen hast, nicht mehr denkst. Vergib ihnen, es ist doch Advent!" Und laut zu den anderen: „Ja, stellt euch vor: die Klapperschnabel weiß, wo es etwas zu essen und einen warmen Raum gibt!" Laut plapperten die beiden anderen los: „Und wo ist das? Laßt uns hingehen! Ist es weit? Und gibt es viel leckere Dinge?"

„Langsam, langsam" gab Klapperschnabel, schon etwas milder gestimmt, zur Antwort. „Ihr kennt doch alle das Wichtelmännchen?" Die vier nickten bejahend. „Dann wollen wir uns gleich auf den Weg machen und unterwegs erzähle ich euch, wie das Wichtelmännlein dazu gekommen ist, allen Tieren, die in der Adventszeit hungern und frieren, zu helfen..."

*

Einträchtig liefen die vier nun durch den hart gefrorenen Schnee. Alle waren so aufgeregt, daß sie den Sturm gar nicht bemerkten. Nur schnell zu dem Wichtelmännlein!

„Also das war so, die Sache mit dem Wichtelmännlein!" Und während die vier ihrem Ziele immer näher rückten, hörten die drei anderen begierig auf das, was die Ente Klapperschnabel ihnen da vom Wichtelmännlein erzählte. Sie kannten es alle, aber keiner wußte etwas Näheres von ihm.

*

„Obwohl das Wichtelmännlein Zauberkräfte besitzt, konnte es sich einmal, als es vor vielen Jahren vom Baum gestürzt war und jämmerlich zerschunden auf Rettung wartete, nicht helfen. Da kam ich", sagte Klapperschnabel, „nahm es in mein Häuschen am Waldweiher und pflegte es gesund. Zum Dank durfte ich mir etwas wünschen. Aber mir fiel nichts ein. Da rief mir das Wichtelmännlein zu: ‚Ich weiß, daß alle Tiere des Waldes mich für unschön halten, darum habe ich mir einen Namen gedacht, den alle deuten müssen, wenn sie nicht hungern und frieren wollen. Sie können ihn aber nur in der Adventszeit nennen, weil du mich da gerettet hast, liebe Klapperschnabel!' Ja, so sagte das Wichtelmännlein zu mir. Und ich erfuhr, daß sein Name ‚Schöbidu' nichts anderes bedeutet als Schön — bist — du. So, nun wißt ihr es."

Inzwischen waren sie an der kleinen Wohnung des Wichtelmännleins Schöbidu angelangt. Sie war unter einem riesig großen Baum unter den Wurzeln, die wie lange Spinnenfinger bis weit in den Wald griffen. „Laßt mich nur vorgehen", rief die Klapperschnabel den anderen. „Ich weiß Bescheid hier!" Aber kaum war die Klapperschnabel verschwunden, da stürzte Putz zwischen den Flügeln der Ente hindurch, platzte in das Zimmerchen des Wichtelmännleins und rief: „Ach, bitte, Schöbidu, gib uns etwas zu essen!" Die anderen, die entsetzt ihre Köpfe durch die Tür steckten, hörten noch, wie das Wichtelmännlein, über das ganze kleine, verschrumpelte Gesichtchen lachend, antwortete:

„Kannst du denn auch meinen Namen deuten?"

„Ja, das können wir alle", riefen die anderen im Chor! „Schön bist du, Wichtelmännlein!" — Da glitt ein richtig freudiger Schimmer über das Antlitz des Männleins, und es sagte: „Eßt und trinkt, was ihr wollt, wärmt euch und bleibt so lange bei mir, bis der Winter vorüber ist!"

Das ließen sich die vier nicht zweimal sagen. Unter dem fröhlichen Schwatzen und Schmausen sagte das Wichtelmännlein plötzlich: „Ihr lieben Tiere, ich weiß ja, daß ich gar nicht schön bin. Ich war nur etwas verbittert und böse, daß man mich immer so häßlich schimpfte, und da wollte ich mir Genugtuung verschaffen. Aber das ist nun vorbei. Es ist Advent, und ich will mich bessern! Alle Tiere des Waldes können in diesen Wochen zu mir kommen, essen und sich wärmen. Sie brauchen auch meinen Namen nicht mehr zu deuten, ich will mir einen anderen zulegen. Was haltet ihr von Schwimmerlein?"

Fröhlich wurde nun Taufe gefeiert. Und im Laufe der Nacht und der folgenden



Tage kamen immer mehr Tiere, die sich bei Wichtelmännchen Schwimmerlein satt aßen und wärmten.

*

Schwimmerlein blieb bei den Tieren bis zur Heiligen Nacht. Dann verschwand es plötzlich und wurde nie mehr gesehen. Nun warten die Tiere des Waldes auf das nächste Jahr, auf den Tag, an dem die erste rote Adventskerze ihren warmen Schimmer verbreitet und hineinleuchtet bis in die Herzen und sie froh und gut macht, wie beim Wichtelmännlein und den Tieren.

Bert Schnitzler

Physikhuus Computer Archive



„Feierabend! – – –
40 Stunden sind genug!"

„Fröhliche Weihnachten" wünscht Kurt Cerny



„Mit dem Weihnachtsmann ist es
diesmal Essig, Papa hat Spätschicht!"



„Na Onkel, glaubst Du jetzt immer noch
an den Weihnachtsmann?"



„Haben Sie denn eine Bestellung vom Einkauf?"



„So ein Weihnachtsmann!"



„Weihnachtsgeschenke?
Lassen Sie sich nur nicht von Dr. Quirini erwischen!"

thyssenkrupp Corporate Archives